

Der Münsterschatz zwischen Basel und Berlin : "... wahre Verdienste um die Landes- und Kunstgeschichte ..."

Autor(en): **Ziemer, Elisabeth**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde**

Band (Jahr): **115 (2015)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-813338>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Münsterschatz zwischen Basel und Berlin «... wahre Verdienste um die Landes- und Kunst- geschichte ...»*

von Elisabeth Ziemer

Als im Jahr 2001 die 500-jährige Zugehörigkeit Basels zur Eidgenossenschaft gefeiert und eine Ausstellung über den Basler Münsterschatz in New York, Basel und München gezeigt wurde, schien zunächst mit dem amerikanischen¹ und vor allem dem profunden Schweizer² Katalog alles zur Geschichte, Funktion und Verbleib seiner Teile gesagt worden zu sein. Durch zwei Aufsätze in den Jahresberichten des Historischen Museums Basel von 2001 und 2012 ergaben sich zusätzliche Erkenntnisse.³ Nun können durch Aktenfunde in Berlin,⁴ die hier vorgestellt werden sollen, einzelne Details weiter geklärt und hinzugefügt werden. Diese Fundstücke eröffnen auch einen Blick auf die Vernetzung der deutschsprachigen Gelehrtengesellschaft im 19. Jahrhundert und sie zeigen das intensive Bemühen um die Nutzung eines neuen technischen Mediums: der Fotografie. Mit ihr konnte der durch die politischen Ereignisse zersprengte Münsterschatz in realistischer Wiedergabe zusammengeführt werden.

Zur Erinnerung: In Folge der französischen Julirevolution von 1830 forderten verschiedene Gemeinden der Basler Landschaft eine Verfassungsrevision, die ihnen Gleichberechtigung mit der Stadt verschaffen sollte. Daraufhin vorgenommene Änderungen wurden als ungenügend angesehen, die Auseinandersetzungen eskalierten, die Tagsatzung intervenierte, konnte die Fronten aber nicht auflösen. Im August 1833 kam es zur entscheidenden militärischen Auseinandersetzung, die Basel-Stadt verlor. Die Tagsatzung beschloss daraufhin die territoriale und materielle Teilung des Kantons. Die Gütertrennung sollte im Verhältnis zur Bevölkerungszahl vorgenommen

* Andreas Hauser und Hermann Wichers danke ich für vielfältige Anregungen und Kritik.

1 Timothy B. Husband (Hg.): *The Treasury of Basel Cathedral*, New York 2001.

2 Brigitte Meles (Hg.): *Der Basler Münsterschatz*, Basel 2001.

3 Burkard von Roda: Die Versteigerung des Basler Münsterschatzes 1836, in: HMB, Jahresbericht 2001, S. 5–17; Andreas Rüfenacht/Sabine Söll-Tauchert: Das neu erworbene Reliquienkreuz aus Bergkristall, in: HMB, Jahresbericht 2012, S. 14–26.

4 Akten aus dem Geheimen Preussischen Staatsarchiv, Preussischer Kulturbesitz, Berlin (GStA PK) und dem Zentralarchiv der Museen, Preussischer Kulturbesitz, Berlin (SMB-ZA).

werden, zwei Teile die Landschaft, einen Teil die Stadt bekommen. Dies wurde in den folgenden zwei Jahren unter Aufsicht eines eidgenössischen Schiedsgerichts durchgeführt.⁵

Davon war auch der Basler Münsterschatz betroffen. Über Jahrhunderte durch Schenkungen angewachsen, war er 1827 ins Basler Rathaus transferiert worden. Ihn schätzten zunächst zwei Goldschmiede aus Basel-Land und ein Goldschmied aus Basel-Stadt nach dem Metallwert. Danach wurde er, bis auf die Goldene Altartafel, entsprechend des allgemeinen Schlüssels aufgeteilt. Die Altartafel übernahm nach dem Verzicht Basels die Landschaft. Da zum Aufbau der neuen Verwaltung und ihrer Institutionen Geld gebraucht wurde, veröffentlichte Basel-Landschaft 1835 ein Inventar seiner Stücke, die fast alle⁶ auf einer Auktion im Mai 1836 in Liestal versteigert werden sollten. Carl Burckhardt-Vischer (1831–1901) und Christoph Riggenschach (1810–1863) vermerkten in einer 1862 erschienenen Broschüre über den Münsterschatz: «Die Hauptstücke kamen an Händler aus Berlin und Frankfurt. Die Altartafel erwarb ein Basler Goldschmied zu 9000 Fr., sie bildet jetzt bekanntlich einen Hauptschmuck des Musée de Cluny zu Paris.»⁷

Das Berliner Interesse am Basler Münsterschatz

Die Berliner Händler – hier setzen die Akten ein – waren die Antiquare Muhr & Arnoldt, die seit 1834 mit dem Patent als Hofagenten des Prinzen Carl von Preussen (1801–1883) werben konnten.⁸

5 Matthias Manz: Basel (Kanton), Kap. 3: Regeneration und Kantonstrennung, in: Historisches Lexikon der Schweiz, Version vom 3. März 2010. URL: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D7387.php>

6 Bis auf 3 Monstranzen, von denen zwei 1864 in Liestal verkauft wurden.

7 Carl Burckhardt/Christoph Riggenschach: Der Kirchenschatz des Münsters in Basel, Basel 1862, S. 6 (Mitteilungen der Gesellschaft für vaterländische Alterthümer, IX).

8 Joseph Arnoldt (1794–1873) betrieb anfangs ein eher bescheidenes Handelsgeschäft. 1821 heiratete er die Tochter des Bankiers Joseph Muhr (1772–1848) und führte mit seinem Schwiegervater ab 1834 das anspruchsvollere «Magazin d'Antiquités» zunächst in der Königstr.14, die Muhr gehörte, später Unter den Linden 26. Muhr & Arnoldt belieferten neben Prinz Carl auch andere Angehörige in- und ausländischer Höfe. 1847 erhielten sie das Prädikat Königliche Hoflieferanten, Arnoldt 1854 den Titel Königlicher Hof-Kommissions-Rat, 1860 den Roten Adlerorden 4. Klasse. Beide gehörten zur jüdischen Reformgemeinde in Berlin. Muhr war in Breslau geboren, seit ca. 1781 in Berlin ansässig, jahrzehntelang Ältester der Berliner Judenschaft und führendes Mitglied in sozialen Vereinen und Institutionen wie dem Jüdischen Culturverein und dem Jüdischen Waisen-Erziehungs-Institut. Muhr wurde neben Julius Rubo und Leopold Zunz zum Mitglied der Kommission berufen, die die preussische Regierung zur Vorbereitung eines neuen Gesetzes für die Juden in Preussen gebildet hatte. Beide gehörten auch dem durch

Prinz Carl, dritter Sohn des preussischen Königs Friedrich Wilhelm III. (1770–1840) und seiner Frau Luise (1776–1810), seit 1824 Besitzer des Schlosses Glienicke im Südwesten Berlins, verwirklichte auf seinem Sommersitz mit Hilfe der Architekten Friedrich Schinkel (1781–1841), Ludwig Persius (1803–1845) und Ferdinand von Arnim (1814–1866) sowie des Landschaftsplaners Peter Joseph Lenné (1789–1866) seine Vorstellungen von einer italienischen Sommervilla in arkadischer Landschaft.⁹

Prinz Carl hatte mit neun Jahren den in Genf geborenen, später ins preussische Militär eingetretenen Historiker, Archäologen, Kunstsammler und Forschungsreisenden Menu von Minutoli (1772–1846) als Erzieher erhalten. Durch ihn angeregt, interessierte sich Carl schon früh für historische Waffen, antike und mittelalterliche Kunstwerke. Minutoli war es auch, der seinem Zögling den aus dem 11. Jahrhundert stammenden, kostbaren bronzenen Kaiserstuhl aus Goslar überliess, der beim Abbruch des dortigen Doms (1819–1822) vor dem Einschmelzen bewahrt worden war. Carl, weit entfernt von der Thronfolge, konzentrierte sich auf seine Sammlungen, die er sowohl in Glienicke unterbrachte wie auch in dem von ihm und seiner Frau ab Ende 1828 bewohnten und ebenfalls von Schinkel umgebauten Palais am Berliner Wilhelmplatz. Sein Bruder, Kronprinz Friedrich Wilhelm (1795–1861), teilte seine Begeisterung für Kunst und Mittelalter; gemeinsam versuchten sie häufig, den sparsamen Vater zum Ankauf wertvoller Werke zu bewegen.

Dies betraf auch den Basler Münsterschatz. Nicht der König, wie die Formulierung «im Auftrage Allerhöchster Personen» in Franz Kuglers (1808–1858) ausführlichem Bericht über den Verkauf nahelegte, oder Kugler selbst gaben den Anstoss für den Ankauf,¹⁰

Gottlieb Moritz Saphir (1795–1858) gegründeten und durch Theodor Fontane (1819–1898) berühmt gewordenen Literaturclub «Tunnel über der Spree» an. Zu Muhr & Arnoldt siehe GStA PK, I. HA Rep. 89, Nr. 19507 sowie Anike Rössig: *Juden und andere Tunnelianer. Gesellschaft und Literatur im Berliner Sonntags-Verein*, Heidelberg 2008.

- 9 Ausführlich über Prinz Carl siehe: Gräfin Malve Rothkirch: *Prinz Carl von Preussen. Kenner und Beschützer des Schönen 1801–1883*, Osnabrück 1981. Zu Glienicke siehe: Jürgen Julier (Katalogred.): *Schloss Glienicke: Bewohner, Künstler, Parklandschaft*, Berlin 1987.
- 10 Kugler war nach seiner Promotion 1831 und gescheiterten Bemühungen, eine Stelle am neu eingerichteten Museum zu erhalten, 1835 als Professor an der Berliner Akademie der Künste angestellt worden, wo er Vorlesungen über Kunst hielt. 1833 gründete er die Zeitschrift «Museum. Blätter für bildende Kunst», die er bis 1842 herausgab. Weder in Kuglers Bericht im «Museum», 4. Jg., Berlin 1836, Nr. 17 noch Nr. 28 gibt es einen

sondern Prinz Carl und Carl Graf von Brühl (1772–1837), der Generalintendant des 1830 eröffneten Berliner Museums. Da das Museum nicht nur einen äusserst niedrigen Ankaufsetat hatte, sondern ihn auch hauptsächlich für Gemälde und Skulpturen verwenden sollte, musste Graf Brühl den König für andere Kunstwerke in vielen Fällen um ausserordentliche Mittel bitten. In diesem Fall bewilligte der Monarch ein Fixum und erschien nominell, auch im Jahresbericht der Museen,¹¹ als derjenige, der drei Objekte dem Museum schenkte. Durch die Originalschreiben in den Akten kann nun belegt werden, welche Objekte des Münsterschatzes in wessen Auftrag wann und von wem gekauft und an wen weitergegeben wurden.

Der Ankauf

Prinz Carl und Graf Brühl schickten den Kunsthändler Joseph Arnoldt nach Liestal, um für den Prinzen und die Kunstkammer, eine Abteilung des Museums, die zu dieser Zeit noch im Schloss untergebracht war, Objekte aus dem Basler Münsterschatz zu erwerben. Arnoldt ersteigerte Einiges auf eigene Rechnung und kaufte Weiteres ausserhalb

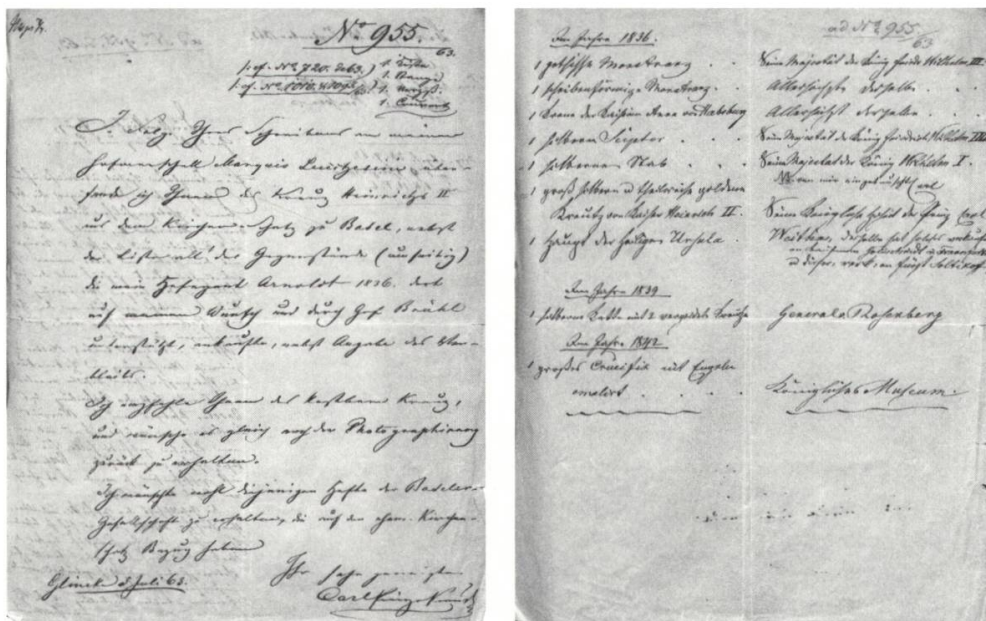


Abbildung 1

Brief des Prinzen Carl an v. Olfers (Foto: GStA PK).

Hinweis darauf, dass er den Anstoss zur Beteiligung an der Auktion gab, wie von Meles (wie Anm. 2), S. 24 und anderen in der Folge angenommen.

11 GStA PK, I. HA Rep. 76, Ve Sekt. 15 Abt. I, Nr. 15, Bd. 1, Bl. 78.

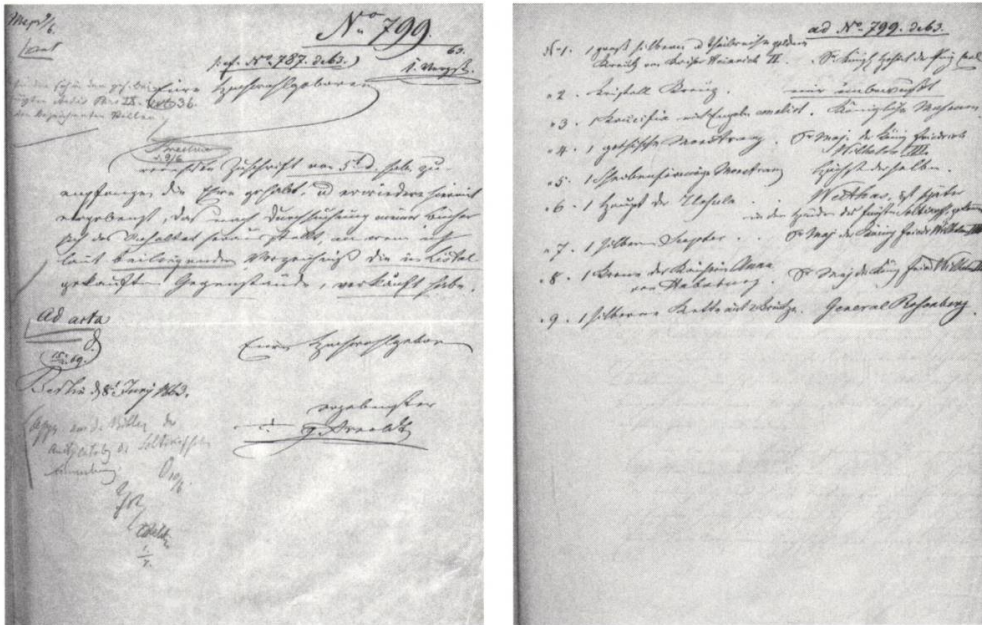


Abbildung 2

Brief von Arnoldt an v. Olfers (Foto: GStA PK).

der Auktion. Auf Rechnung des Königs gingen nach einer Liste des Prinzen Carl vom 5. Juli 1863 eine gotische Monstranz (Heinrichs-Monstranz), eine scheibenförmige Monstranz (Agnus Dei-Ostensoorium), der Kranz (Grabkrone) der Kaiserin Anna von Habsburg und ein silberner Stab (Vortragestab für das Heinrichs-Kreuz). Diesen tauschte Carl ein, da er zum Heinrichs-Kreuz gehörte, das für ihn erworben wurde. Ausserdem wurde für den Kronprinzen ein silbernes Szepter mitgebracht.¹² Die Liste, die Arnoldt kurz vorher, am 8. Juni 1863 aufgemacht hatte, deckt sich weitgehend mit diesen Angaben.¹³

12 GStA PK, I. HA Rep. 137, I, Nr. 77, Bd. 36 o. Pag. Das Szepter ist in beiden Katalogen nicht erwähnt. Sein weiteres Schicksal wäre noch zu erforschen. Kugler erwähnte es in Nr. 28 des «Museums» S. 435 (wie Anm. 10) als Bischöfliches Gerichtsszepter, das er in der Ausstellung bei Muhr & Arnoldt gesehen habe. Es sei «mit Silberblech überzogen; am Griffen, auf einer runden Platte von vergoldetem Silberblech, die Anbetung des auf den Armen der Maria gehaltenen Christkinds in getriebener Arbeit.» Eine ungefähre Ahnung davon gibt die Zeichnung des Auktionsbeobachters Emanuel Burckhardt-Iselin, abgedruckt in von Roda (wie Anm. 3), S. 12.

13 GStA PK, I. HA Rep. 137, I, Nr. 77, Bd. 35 o. Pag. Es gibt zwei Unterschiede: Carl nahm an, dass das Reliquiar der Hl. Ursula gleich an Weidhaas gegangen sei und Arnoldt erinnerte sich nicht, ein Kreuz aus Bergkristall gekauft zu haben. Rüfenacht/Söll-Tauchert (wie Anm. 3) weisen S. 22 darauf hin, dass ein solches Kreuz bei Muhr & Arnoldt ausgestellt gewesen sein soll. Es kann, wie vermutet, durchaus von einem Mitglied des Königshauses gekauft und an Kronprinzessin Victoria vererbt worden sein. Der Weg zu ihr wäre noch in den Akten zu erforschen.

Arnoldt brachte darüberhinaus aus Liestal das Büstenreliquiar der Hl. Ursula, das emaillierte Kreuz mit Reliquien (Kapellenkreuz) und vermutlich zudem das Bergkristallkreuz mit nach Berlin. Da aber laut Versteigerungsverzeichnis von 1836 ein Frankfurter Kunsthändler «Oppenheim» die Hl. Ursula, die Grabkrone und ein Bergkristallkreuz erworben hatte, vermuteten Rüfenacht/Söll-Tauchert,¹⁴ dass es zwischen ihm und Arnoldt eine Zusammenarbeit gegeben habe. Tatsächlich bestätigen auch drei Augenzeugen, Emanuel Burckhardt-Iselin (1776–1844) und zwei Konventualen vom Kloster St. Urban,¹⁵ den Ankauf durch Oppenheim, während Franz Kugler die Stücke später im Berliner Geschäft von Muhr & Arnoldt sah. Plausibel ist, dass sich die beiden Kunsthändler über ihre Gebote absprachen, vielleicht bat Arnoldt sogar Oppenheim, die drei Stücke für ihn zu ersteigern, um nicht als Käufer der meisten wertvollen Objekte aufzufallen. Lässt man die drei Werke beiseite, hat Oppenheim nämlich nur eine Monstranz von höherem Wert und ansonsten kleinere Objekte erstanden. Fest steht jedenfalls, dass Arnoldt nach der Auktion von Oppenheim das Kopfreliquiar und die Grabkrone, möglicherweise auch das Bergkristallkreuz bekam. Für diese Stücke, aber auch für andere hier behandelte, müssen die Provenienzzangaben in den beiden Katalogen entsprechend revidiert werden.¹⁶

Nach seiner Rückkehr stellte Arnoldt seine Erwerbungen Friedrich Wilhelm III. im Schloss Charlottenburg vor. Der zeigte sich

14 Während von Roda (wie Anm. 3), S. 17 noch vermutete, dass es sich hierbei um den Maler Moritz Daniel Oppenheim (1800–1882) handelte, behaupteten es Rüfenacht/Söll-Tauchert (wie Anm. 3), S. 22 im Jahr 2012. Viel plausibler erscheint, dass es sich um den Kunsthändler und Antiquar (so auch im Versteigerungsverzeichnis genannt) Nathan Marcus Oppenheim (1810–1891) aus Frankfurt/M. handelte, der schon 1832 in den Beilagen Nr. 173, 175, 179, 183, 185 und 189 der «Baseler Zeitung» für sein Geschäft in Frankfurt/M. warb. Er war mit Regine, geb. Goldschmidt, verheiratet; ein Goldschmidt in Frankfurt/M. erwarb später die Büste der Hl. Ursula. Nathan Marcus Oppenheim ist der Grossvater des Kunsthistorikers Aby Warburg.

15 Theodor von Liebenau: Versteigerung des Kirchenschatzes von Basel in Liestal, in: Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde, 12. Jg., Heft 4, Zürich 1889, S. 274–278.

16 In Husband (wie Anm. 1) und Meles (wie Anm. 2) wird der Kauf der Reliquienbüste und der Grabkrone einem «Berliner» Händler Oppenheim zugeschrieben, der die Objekte «ans Museum» verkauft habe. «Der unerschrockene Rauracher. Ein schweizerisches, wahrheitsliebendes Blatt für Religion, vernünftiges Volksrecht und Aufklärung» aus Liestal druckte in den Nummern 41 und 42 vom 25. und 28. Mai 1836 einen Auktionsbericht ab und merkte an, dass Oppenheim aus Frankfurt kam. Die beiden Zeitungsnummern fanden sich in den Akten im Zusammenhang mit den am 6. Dezember 1836 der Kunstkommission zur Inventarisierung übergebenen drei Stücken. Siehe SMB–ZA, I/KKM 36, Blatt 59–64.

sehr angetan, war aber nicht geneigt, über seine Zusage hinaus Stücke zu übernehmen, auch nicht als Geburtstagsgeschenke für den Kronprinzen oder Prinz Albrecht, wie Arnoldt ihm einige Monate später vorschlug, wobei er noch auf ein silbergetriebenes Tablett mit der Himmelfahrt, aus «einer altbischöflichen Kapelle» und eine Sammlung von «16 Stück Schweizer Glasmalereien» hinwies.¹⁷ Das Reliquiar der Hl. Ursula verkaufte Arnoldt schliesslich an den Berliner Münzhändler und Numismatiker Johann Friedrich Weidhas, der es an den Antiquar Goldschmidt in Frankfurt/M. weitergab, von dem es die Gebrüder Abraham und Marcus Löwenstein erwarben.¹⁸ Danach nahm es den bekannten Verkaufsweg, der es endlich nach Basel zurückführte. Das Kapellenkreuz mit den Figuren der Maria, des Johannes und zwei Engeln inserierten Muhr & Arnoldt zunächst im Dezember 1837 in der Vossischen Zeitung,¹⁹ setzten es aber auch auf eine Liste von Werken, die sie dem König anboten. Der liess die Liste von seinem Oberhofmeister Friedrich Baron von Schilden (1773–1851) zur Begutachtung an den Direktor der Kunstammer Leopold von Ledebur (1799–1877) schicken. Ledebur antwortete Schilden am 9. Februar 1838, dass das Kapellenkreuz von allen angebotenen Stücken «am wünschenswerthesten wäre.»²⁰ Da von Seiten des Königs keine Reaktion erfolgte, fragten Muhr & Arnoldt am 19. April bei Ledebur nach, wie die Sache stünde, zumal «Seine Königliche Hoheit der Prinz Carl sich mehrfach

17 GStA PK, I. HA Rep. 89, Nr. 19507, Bl. 55. Offenbar gingen die Prinzen gern zu Muhr & Arnoldt, um Kunstwerke auszusuchen, die sie sich vom Vater schenken lassen wollten.

18 Von Weidhas (auch Weidhaas oder Weithas) kaufte das Museum häufig antike Münzen und andere Metallkunstwerke. Er wurde 1839 zum Taxator beim Kammergericht für Münzen, Medaillen und Bronzesachen berufen, siehe «Amtsblatt der Königlichen Regierung zu Potsdam und der Stadt Berlin» vom 25. Oktober 1839, S. 356. Lebensdaten konnten nicht ermittelt werden, er scheint aber 1860 gestorben zu sein, da er im Einwohnerverzeichnis Berlins von 1861 nicht mehr auftaucht. Bei Goldschmidt könnte es sich um Moritz Mendel Goldschmidt handeln, der 1821 in Frankfurt/M. einen Handel mit Juwelen und Goldwaren auf der Zeil 33 eröffnet hatte. Sein Sohn Maximilian setzte 1848 das Geschäft unter dem Namen Fa. Moritz Goldschmidt Sohn fort. Weitere Lebensdaten von Vater und Sohn konnten nicht ermittelt werden. Ebenso wenig die der Gebrüder Löwenstein, die 1849 auf der Frankfurter Zeil 56 eine Kunst-, Antiquitäten- und Juwelenhandlung gründeten. Ihre wertvolle Sammlung wurde 1860 in London bei Christie, Manson & Woods versteigert. Als Nr. 16 taucht im Katalog das Reliquiar der Hl. Ursula mit nachträglich kolorierter Fotografie auf. Der Katalog ist der erste, der Fotografien benutzte. Vgl. Elizabeth Pergam – Selling pictures: the illustrated auction catalogue, in: *Journal of Art Historiography* 11 (2014). URL: <https://arthistoriography.files.wordpress.com/2014/11/pergam.pdf>

19 *Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen* (Vossische Zeitung), Berlin 1837, Nr. 296 und Nr. 299 vom 18. und 21. Dezember.

20 SMB–ZA, I/KKM 09, No 1321.

gegen uns geäußert haben, die Baseler Monstranz für das Königliche Kunstkabinet» vorzuschlagen.²¹ Er habe sofort Schilden kontaktiert, antwortete Ledebur am 28. April, es gäbe zwar noch keine Entscheidung, aber der König sei «nicht sehr geneigt», auf seinen «ziemlich dringend gemachten Antrag» einzugehen.²² Am 4. Februar 1839 versuchten die Kunsthändler erneut den König für den Ankauf des Kapellenkreuzes zu gewinnen, diesmal mit folgender Begründung:

«Des Kronprinzen so wie des Prinzen Carl Königliche Hoheiten, Höchstwelche solches gnädigst in Augenschein genommen, haben den Wunsch erkennen zu geben geruhet, daß dieses Meisterstück nicht dem Auslande zufalle, sondern der Königlichen Kunst-Kammer einverleibt werde. Auch die Direction dieses Kunst-Instituts hat sich ungemein günstig darüber ausgesprochen ...».²³

Doch auch die Fürsprecher konnten den König nicht zum Ankauf des Kreuzes bewegen. Als Muhr & Arnoldt das Werk seinem Nachfolger Friedrich Wilhelm IV. am 5. Juli 1840 mittels einer aufwendig kolorierten lithografischen Abbildung anboten und darauf hinwiesen, dass sie es 1836 doch «auf Veranlassung des seeligen Grafen Brühl unter anderen Gegenständen gekauft» hatten,²⁴ ging es immer noch nicht in den Besitz des Museums über. Erst der Verwaltungsbericht für 1843 belegt seine Erwerbung, allerdings muss es aus dem Normaletat des Museums bezahlt worden sein, denn es wurde nicht – wie sonst üblich – als Geschenk des Königs deklariert.²⁵

Eine silberne Kette mit zwei Kreuzen gelangte 1839 laut Arnoldts und Carls übereinstimmenden Bericht an den General von Rosenberg.²⁶

21 Ebd., No 1355.

22 Ebd., No 1359.

23 GStA PK (wie Anm. 17), Bl. 73.

24 Ebd., Bl. 75.

25 SMB-ZA, I/KKM 13, No 2080. Die Jahresangabe 1843 wird bestätigt auf einer Notiz des Museums mit Angabe der Inventarnummer in GStA PK, I. HA Rep. 137, I, Nr. 77, Bd. 36 o. Pag. Es kann also nicht, wie in Husband (wie Anm. 1), S. 138 und in Meles (wie Anm. 2), S. 194 vermerkt, schon 1838 zum Ankauf gekommen sein.

26 General von Rosenberg könnte Ernst Ludwig Philipp Freiherr von Rosenberg (1799–1864) sein, Chef des Berliner Kadettenhauses.

**Abbildung 3**

Kolorierte Lithografie des Kapellenkreuzes, Angebot von Muhr & Arnoldt (Foto: GStA PK).

Die Kette des Schwanenordens

Zum Basler Münsterschatz gehörte auch eine vergoldete Silberkette des Schwanenordens, die ursprünglich dem Basler Bürgermeister Peter Rot (gestorben 1487) gehört hatte. Laut dem Auktionsbericht des «Unerschrockenen Rauracher» ging sie an einen gewissen Carle aus Liestal. Im New Yorker Katalog heisst es fälschlich, Oppenheim habe sie für Friedrich Wilhelm III. gekauft; 1888 habe Kronprinz Friedrich (1831–1888) dem Kunstgewerbemuseum eine Kopie davon übergeben. Der Basler Katalog hingegen gibt an, dass nach Carle der preussische Generalpostmeister und Kunstsammler Karl Ferdinand Friedrich von Nagler (1770–1846) die Kette besass und sie Friedrich Wilhelm IV. schenkte. Eine Replik sei 1887 vom Kronprinzenpaar in das Berliner Kunstgewerbemuseum übergeben worden, das Original, darin sind sich beide Kataloge einig, seit 1945 verschollen.

Dazu einige Präzisierungen. Nagler hatte die Ankündigung der Auktion schon 1835 gelesen, als er als Gesandter Preussens am Frankfurter Bundestag amtierte. Er liess die Kette des Schwanenordens ankaufen und schenkte sie dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm.²⁷ Nagler muss sich über ihre Kostbarkeit sofort im Klaren

27 Rudolph Maria Bernhard Freiherr von Stillfried-Rattonitz: Stammbuch der löblichen Rittergesellschaft vom Schwanen, 2. Aufl., Halle 1845, S. 48. Stillfried-Rattonitz hatte

gewesen sein. Sie war die einzige bekannte Originalkette des Ordens Unserer lieben Frauen zum Schwan, der 1440 von Kurfürst Friedrich II. (1413–1471) gegründet worden war und seinen Sitz in der Marienkirche bei Brandenburg und dem zugehörigen Prämonstratenser-Stift hatte. Mit dem Orden versuchte Friedrich II. die brandenburgischen Adligen zu befrieden und an sich zu binden, die sein Vater als erster fränkischer Hohenzoller in der Mark Brandenburg unterworfen hatte. Der Basler Peter Rot erhielt die Ordenskette, nachdem er sich 1453 in Venedig dem Gefolge Friedrichs II. zu einer Pilgerreise nach Jerusalem angeschlossen hatte.²⁸

Die brandenburgischen Gebäude verfielen nach der Reformation, die Marienkirche wurde als letztes Bauteil 1722 abgerissen und damit etwaige noch vorhandene steinerne Überreste des Schwanenordens getilgt. Anders in Franken. Der Nachfolger Friedrichs II., sein Bruder Albrecht Achilles (1414–1486) hatte nämlich 1460 im fränkischen Ansbach einen Ableger des Ordens eingerichtet, der seinen Sitz in der dortigen St. Gumbertuskirche nahm. Hier zeugen noch heute Grabmäler und Totenschilde sowie der 1484 von Albrecht Achilles gestiftete Schwanenordensaltar vom Wirken der Gesellschaft. An diesen Denkmälern sind zahlreiche Abbildungen der Schwanenordenskette zu sehen. Weitere finden sich in der Grablage der fränkischen Hohenzollern im Kloster Heilsbronn.

Friedrich von Nagler war in Ansbach geboren und kannte deshalb diese Denkmäler lange vor der Auktion in Liestal. Und neben ihm gab es noch weitere Interessenten an der Geschichte der Hohenzollern und des Schwanenordens. Naglers Schwager Karl vom Stein zum Altenstein (1770–1840), ab 1817 preussischer Kultusminister und aus der Nähe von Ansbach stammend, hatte 1819 vom Ansbacher Leutnant und späteren Sekretär beim Reichsarchiv in München Ludwig Zenker (1790–?) eine ausführliche Geschichte des Schwanenordens erhalten.²⁹ Staatskanzler Karl August von Hardenberg (1750–1822), der von 1790 bis 1806 die neu erworbene preussische Provinz Ansbach-Bayreuth verwaltet hatte, beauftragte

die Kette von Friedrich Wilhelm IV. ausgeliehen, um sie in seiner Publikation abzubilden. Seine Version der Ankaufsgeschichte, die ihm vermutlich der König selbst vermittelt hatte, wird auch bestätigt von Gustav Adolf Rochus von Rochow: *Geschichtliche Nachrichten von Brandenburg und dessen Alterthümern*, 2. Aufl., Brandenburg 1840, S. 89–90.

28 August Bernoulli: *Hans und Peter Rot's Pilgerreisen 1440 und 1453*, Basel 1882 (Beiträge zur vaterländischen Geschichte, 11), S. 393.

29 Dies berichtete Zenker später Heideloff. Vgl. Carl Alexander Heideloff: *Die Ornamentik des Mittelalters*, Heft IX, Nürnberg 1845, S. 30.

1822 auf Anregung von Karl Heinrich Ritter von Lang (1764–1835) den Gotikspezialisten Carl Alexander Heideloff (1789–1865) mit einem Gutachten über die Restaurierung von Heilsbronn und der Grablege der Hohenzollern.³⁰ Kronprinz Friedrich Wilhelm mit seiner romantischen Vorstellung von Mittelalter und Rittergesellschaft interessierte dies brennend, träumte er doch schon 1819 von einem Wiederaufbau der Stammburg der Hohenzollern. In diesem Umfeld muss daher das Auftauchen einer originalen Schwanenordenskette geradezu eine Sensation gewesen sein. Heideloff, der zahlreiche Bauaufnahmen von Heilsbronn machte und Schwanenordensketten abzeichnete, liess für den Kronprinzen die Kopie eines fränkischen Exemplars in Gold herstellen.³¹ Obwohl die Ketten immer gleich aussehen sollten, weichen sie doch im Detail voneinander ab, auch die Anzahl der Kettenglieder variiert. 1842 legte Direktor Ledebur den Mitgliedern des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg «die auf der Königl. Kunstammer befindliche Nachbildung der Ordensinsignien, welche auf Grund von Monumenten in Franken der Architect Hr. Carl Heideloff zu Nürnberg angefertigt hat» zum Vergleich mit einer Zeichnung des Basler Originals vor.³² Zu diesen nunmehr zwei Ketten kam Anfang der 1840er Jahre noch eine dritte hinzu. Sie war aufwendig verziert, Rubine bildeten die Herzen in den Kettengliedern, ein Gehänge aus Diamanten und Rubinen ersetzte das Marienbild mit Christus, der Schwan kehrte seinen Kopf zur Herzseite. Diese Kette erhielt Königin Elisabeth als erste Ordensträgerin von Friedrich Wilhelm IV. als er am 24. Dezember 1843 den Schwanenorden erneuerte.³³ So gab es zu dieser Zeit bereits drei Ausführungen des Schwanenordens: eine fränkische Kopie in der Kunstammer, eine Neuinterpretation bei der Königin und die Originalversion im Besitz des Königs.

30 Urs Boeck: Karl Alexander Heideloff, in: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg, Bd. 49, Nürnberg 1958, S. 319.

31 Diese Kopie muss vor 1838 entstanden sein, denn sie wird bei Georg Kaspar Nagler: Neues allgemeines Künstler-Lexicon, Bd. 6, München 1838, S. 55 erwähnt. Die Zeichnung von zwei unterschiedlichen fränkischen Schwanenordensketten veröffentlichte Heideloff (wie Anm. 29), Pl. 7.

32 Sitzungsbericht vom 13. Juli 1843, abgedruckt in: Märkische Forschungen, Bd. 2, Berlin 1843, S. 24.

33 Sie ist abgebildet bei Stillfried-Rattonitz (wie Anm. 27), Anhang IIC.

Die Goldene Altartafel

Die Goldene Altartafel hätte Arnoldt in Liestal auch gern erstanden, aber da ihr Preis «weit über die ihm festgesetzte Summe hinausging, nämlich auf 9000. Schweizer Franken oder 3600 Thaler Preußisch, so wagte er den Ankauf nicht». Dies berichtete Graf Brühl am 22. November 1836 dem König, wobei er – unter Beilegung zweier Abbildungen – selbst noch einen Vorstoss zum Erwerb der Tafel unternahm: «Ober-Bau-Director Schinkel und mehrere andere Künstler, welchen ich diese Kupferstiche gezeigt, zählen diese Altartafel, auch dem Style nach, zu den schönsten Werken des Alterthums.» Dann folgte der wesentliche Teil seines Antrags, in dem er berichtete, dass der Basler Goldschmied (und Schätzer von Basel-Stadt) Johann Jakob Handmann (1789–1868) die Tafel gekauft habe, weil er «den inneren Werth vermuthete» und nach Ablösung des Goldes vom Holzkern darin «für 19,000 Schweitzer Franken, oder für 7,600 Thaler massives Ducaten-Gold» gefunden habe. Er habe Handmann inzwischen fragen lassen, was er bei einem Weiterverkauf fordere und der habe geantwortet:

«er stände schon mit mehreren Durchreisenden Russen, Franzosen und Engländern in Unterhandlung, welche ihm ansehnliche Gebote gethan, jedoch noch keines, was ihm genüge.

Er fordert jetzt 40,000 Französische Franken, oder ungefähr 10,500 Thaler. Unter dem will er es durchaus nicht lassen, und fordert sogar bis zu Ende dieses Monats eine categorische Antwort, widrigen Falles er die Tafel anderweitig verkaufen würde.»

Graf Brühl rechnete nun vor, dass abzüglich des reinen Goldwertes die Tafel den König nur 3000 Taler kosten würde und schloss mit der beschwörenden Bemerkung, dass es unendlich zu bedauern sein sollte, wenn ein solches, ganz ausgezeichnetes Kunstwerk, welches «für die Geschichte von Deutschland so viel Werth, und wohl seines Gleichen nicht mehr hat – ins Ausland kommen sollte.»³⁴ Der König liess Graf Brühl schon zwei Tage später wissen, dass er auf den Ankauf nicht eingehen werde und erliess neun Tage später eine categorische Ordre, nach der der Kultusminister Ankäufe, die das

34 GStA PK, I. HA Rep. 89, Nr. 20453, Bl. 63–64. Die Anfrage lief über Theodor Rochus von Rochow (1794–1854), der ab 1835 Gesandter in der Schweiz war. Die dubiose Rolle Handmanns als Schätzer, Käufer und Wiederverkäufer wäre eine eigene Untersuchung wert.

Museum nicht aus eigenem Etat bezahlen könne, sofort abzulehnen habe: «Auf extraordinaire Anweisung ist dabei nicht zu rechnen.»³⁵

Ein neuer Versuch zum Erwerb der kostbaren Tafel wurde 1840 unter Friedrich Wilhelm IV. unternommen. Vielleicht ging die Initiative sogar von ihm selbst aus, denn sein Kabinettsrat bat Muhr & Arnoldt, der Altartafel nachzuforschen. Diese berichteten am 16. Juli 1840, dass

«der Besitzer das goldene Altarblatt aus dem Baseler Kirchenschatze bereits vor 2 Jahren an einen Oberst Theubet in der Schweiz verkauft hat. Es wird uns ferner die Mittheilung, daß der jetzige Besitzer einen aufs Reichste im byzantinischen Geschmacke gearbeiteten Kasten mit einer 5/8 Zoll dicken Glascheibe aus einem Stücke, so wie auch einen eisernen Kasten Behufs der Versendung hat anfertigen lassen, wodurch demselben dieser Gegenstand inclusive der Zinsen vom Kapital circa 60,000 französische francs zu stehen kom[m]en soll.»

Die Preisbildung war dem König aber anscheinend doch zu spekulativ. Er liess die Händler wissen, dass er weitere Recherchen vorläufig ausgesetzt wissen wolle.³⁶ In den Akten findet sich unter Graf Brühl und seinem Nachfolger Ignaz von Olfers (1793–1871) denn auch kein neuer Vorstoss zum Ankauf der Tafel.

Das Gelehrtennetz der Naturforscher und Altertumswissenschaftler

Dafür enthalten die Akten vierundzwanzig Jahre nach der Liestaler Versteigerung eine Korrespondenz zwischen von Olfers, seit August 1839 Generaldirektor der Berliner Museen, dem Basler Architekten Christoph Riggerbach³⁷ sowie dem Professor an der Basler Universität, Altertumswissenschaftler und Ratsherrn Wilhem Vischer-Bilfinger (1808–1874), in der der Basler Münsterschatz wieder zum Thema wird.

Anlass war eine Publikation des Münsterschatzes, auf die wir später zurückkommen, zunächst interessiert uns die Korrespondenz als Zeugnis einer internationalen Zusammenarbeit von Wissenschaftlern jenseits nationalstaatlicher Denkmuster. In der

35 GStA PK, I. HA Rep. 76, Ve Sekt. 15 Abt. I, Nr. 3, Bd. 9, Bl. 169: Ordre vom 3. Dezember 1836.

36 GStA PK (wie Anm. 16), Bl. 77 und Bl. 78. Ein Hinweis, dass Kugler Friedrich Wilhelm IV. 1843 vom Ankauf abgeraten habe, wie Wolfgang Cortjeans in Meles (wie Anm. 2), S. 306 bemerkt, war diesen Akten nicht zu entnehmen.

37 Zu Riggerbach ausführlich: Renaud Bucher: Christoph Riggerbach 1810–1863. Ein Beitrag zur Basler Architekturgegeschichte, Basel 1993.

Nationalismusforschung werden als «wichtigste Multiplikatoren des Nationalismus» neben anderen bildungsbürgerlichen Vereinigungen die überall entstehenden Geschichts- und Altertumsvereine genannt.³⁸ Mindestens für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts greift das zu kurz. Vielmehr zeigt sich, dass die noch aus der Aufklärung stammende Verquickung von Forschung und Gemeinnützigkeit, die sich eine systematische Bildung der Bevölkerung und damit eine strukturelle Überwindung der Armut zum Ziel setzte, eine starke Triebfeder für eine übernationale Zusammenarbeit war. Als das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg 2012 unter dem Titel «Archäologie und Nation: Kontexte der Erforschung ‹vaterländischen Alterthums›. Eine Tagung zur Geschichte der Archäologie in Deutschland, Österreich und der Schweiz, 1800–1860» eine wissenschaftliche Konferenz veranstaltete, wurde eine «Untersuchung zu den internationalen Beziehungen der Forscherpersönlichkeiten wie der Geschichts- und Altertumsvereine» als Desiderat erkannt.³⁹ Der Briefwechsel zwischen Basel und Berlin bietet dazu einiges Anschauungsmaterial, legt aber auch wegen der vielfältigen Überschneidungen nahe, das Untersuchungsfeld auf die naturforschenden und gemeinnützigen Vereine auszudehnen.

Ignaz von Olfers: Ein Vertreter des Typus «Universalgelehrter»

Olfers hatte von 1812 bis 1815 in Göttingen ein vielseitiges Studium der Medizin, Sprachen und Naturwissenschaften absolviert. 1816 trat er in den preussischen diplomatischen Dienst ein, in welchem er von 1817 bis 1821 in Brasilien, 1822 in Lissabon, 1824 bis 1826 in Neapel, 1826 bis 1828 wieder in Rio de Janeiro und 1831 bis 1835 als Gesandtschaftssekretär in der Schweiz wirkte. In Brasilien hatte er Fische, Fossilien und Pflanzen studiert, letztere 1818 auf einer abenteuerlichen Reise ins Landesinnere mit dem berühmten Botaniker Friedrich Sellow (1789–1831).⁴⁰ In Neapel unternahm er weitere ichthyologische Studien, leitete aber auch eine

38 So z.B. Christian Jansen/Henning Borggräfe: *Nation. Nationalität. Nationalismus*, Frankfurt/M. 2007, S. 22.

39 Zur Tagung siehe den Bericht von Ingo Wiwjorra, *H-Soz-u-Kult*, *H-Net Reviews*, Mai 2012.

40 Sandra Carreras/Günther Maihold (Hgg.): *Preussen und Lateinamerika: Im Spannungsfeld von Kommerz, Macht und Kultur*, Münster 2004, S. 103. Die 71 Reisetagebücher und 26 Exkursionsberichte Sellow werden seit Ende 2011 innerhalb eines Forschungsprojektes des Berliner Museums für Naturkunde transkribiert. Sellow hatte sie Olfers testamentarisch vermacht.

archäologische Ausgrabung. Als aktives Ehrenmitglied der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin seit 1816 und Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften seit 1836 stellte er viele seiner Studien vor und publizierte sie. Sie zeichnen sich durch eine teilweise bis in die Antike zurückgehende kritische Literaturlauswertung, eine genaue Beschreibung der Objekte, eigene, oder auf seine Anweisung hin vorgenommene Untersuchungen und nach eigenen Zeichnungen gefertigte Abbildungen mit exakten Massen, Schnitten und Himmelsrichtungen aus.

Mit einer Abhandlung, die Olfers 1858 in der Berliner Akademie der Wissenschaften über die Ausgrabungen des lydischen Grabhügels von König Alyattes II. in Sardes vorgetragen hatte, setzte Anfang 1860 die obengenannte Korrespondenz mit Riggenbach ein. Olfers schickte ihm seine Schrift mit einer Entschuldigung:

«Ich gewinne so selten Muße zu einer wissenschaftlichen Arbeit, daß ich erst jetzt Ihnen, verehrtester Herr, etwas schicken kann, was vielleicht Ihnen und den dortigen andern Alterthumsfreunden einiges Interesse gewährt.»⁴¹

Olfers, Riggenbach und die Mitglieder der Gesellschaft für vaterländische Altertümer in Basel standen offensichtlich schon länger miteinander in Kontakt. Woher kannten sie sich?

Die Akten der Preussischen Gesandtschaft zu Bern geben aus der Amtszeit von Olfers keinen direkten Hinweis darauf. Nur seine Bitte, im September 1834 an einer Naturforscherversammlung teilnehmen zu dürfen, legt eine Spur.⁴² Wie schon in Brasilien und Italien nutzte Olfers seine Reisen als Gesandtschaftssekretär in Bern und Zürich zu Kontakten mit Naturforschern und Altertumswissenschaftlern. So finden wir ihn 1834 als Ehrenmitglied der «Société des Sciences Naturelles» in Neuchâtel,⁴³ wo deren Mitbegründer Professor Jean Louis Rodolphe Agassiz (1807–1873) gerade begann, seine Forschungen über Fische zu publizieren. Agassiz hielt sich 1819 bis 1820 in Brasilien auf und es scheint naheliegend, dass er und Olfers sich dort kennengelernt hatten. Kurz vor seiner Wahl zum Ehrenmitglied präsentierte Olfers in der Sitzung vom 10. Januar 1834 in Neuchâtel seine Zeichnungen, die er in Brasilien von Indianern,

41 GStA PK, I. HA Rep. 137, I, Nr. 77, Bd. 33 o. Pag. Olfers an Riggenbach, Berlin, 2. Januar 1860. Konzept. Olfers Schrift war 1859 in Berlin gedruckt worden.

42 GStA PK, I. HA Rep. 81, Aussenministerium, Bern II, Nr. 10 o. Pag.

43 Mémoires de la Société des Sciences Naturelles de Neuchâtel, Bd. 1, Neuchâtel 1835, S. 10. Olfers wurde am 19. März 1834 zum Ehrenmitglied gewählt.

ihren Kleidern, Waffen und Gebrauchsgegenständen angefertigt hatte, und von Mollusken und Fischen, die aus seiner Zeit in Neapel stammten. Agassiz sprach anschliessend über ein Fossil aus dem Jura, das er *Nucleolit Olfersii* nannte.⁴⁴ Ein weiteres Schlaglicht auf die Verflechtung von Olfers mit der Schweizer Gelehrtenwelt wirft ein Brief an den Geologen Arnold Escher von der Linth (1807–1872) in Zürich. Olfers, der im Januar 1835 seinen Gesandtschaftsposten verliess, berichtete Escher am 26. April aus Berlin:

«Mehrere Zürcher sind jetzt hierher gekommen. Unter anderm hat es mich gefreut, die Bekanntschaft des Herrn Stockar zu machen welcher sich mit vielem Eifer dem Berg- und Hüttenwesen widmet, und schon recht interessante Reisen gemacht hat. Er denkt bald nach Zürich zurückzukehren, und wird gewiß ein willkommener Zuwachs Ihres kleinen wissenschaftlichen Kreises sein, dem ich von Herzen ein recht frisches Grünen und Blühen wünsche; die Früchte werden dann nicht fehlen. [...] Behalten Sie mich in freundlichem Andenken, und versichern Sie Denjenigen, die sich noch meiner erinnern, daß ich Zürich nicht vergessen habe, und gewiß nie vergessen werde.»

Sich auf das neue neue geologische Werk Studers beziehend, schloss Olfers: «Jedermann bedauert sehr daß Studer Oberland ohne den Atlas erschienen ist.»⁴⁵

Arnold Escher und Kaspar Stockar-Escher (1812–1882) aus Zürich, Bernhard Studer (1794–1887) aus Bern – drei Namen, die neben dem Peter Merians (1795–1883) für die geologische Forschung in der Schweiz stehen. Escher, Anfang 1833 von einer langjährigen Italienreise zurückgekehrt, ging mit Studer im Herbst noch auf eine ausgedehnte Alpentour, habilitierte sich Anfang 1834 und begann gleich danach als Privatdozent an der neu gegründeten Universität in Zürich zu lehren, Stockar betrieb einen Kupferhammer in Hegibach und wurde 1851 Zürcher Bergrat, und Studer berief man ebenfalls 1834 als Professor auf den speziell für ihn geschaffenen Lehrstuhl der Geologie an der ebenfalls jungen Universität Bern.

Freunde, Forscher und gemeinsame Interessen

Olfers hat Studer und seinen Kreis also 1833/34 in Zürich kennengelernt. Getroffen haben sich die zwei aber auch im September

44 Ebd., S. 29.

45 Brief in ETH-Bibliothek Zürich, Hs 4:1355. Der Atlas in: Bernhard Studer: Geologie der westlichen Schweizer Alpen. Mit einem geographischen Atlas, Heidelberg/Leipzig 1834.

1834 auf der 12. Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte in Stuttgart. Es ist jene Versammlung, die in den Gesandtschaftsakten erwähnt wird und auf die er in seiner Bemerkung über Studers Atlas anspielt. Die Teilnehmerliste⁴⁶ der Tagung weist noch andere Mitglieder der Naturforschenden Gesellschaft Zürich auf: den Botaniker und Entomologen Oswald Heer (1809–1883), ebenfalls 1834 an der Universität Zürich habilitiert und häufiger Exkursionspartner von Escher, den Mediziner Hans Locher-Balber (1797–1873), seit 1833 an der Universität tätig, sowie den Zoologen Heinrich Rudolf Schinz (1777–1861), seit 1833 ausserordentlicher Professor für Naturgeschichte in Zürich. Da Zürich von 1826 bis 1872 der Vorort der 1815 in Genf gegründeten Allgemeinen Schweizerischen Gesellschaft für die gesamten Naturwissenschaften (kurz: Schweizer Naturforschende Gesellschaft SNG) war, nahmen Schinz, Locher-Balber, Escher und Heer auch hier verantwortliche Positionen ein, und Schinz und Studer waren ausserdem korrespondierende Mitglieder der 1817 gegründeten Basler Naturforschenden Gesellschaft.

Deren Mitglied Karl Gustav Jung (1794–1864) traf Olfers 1834 an der oben erwähnten Tagung in Stuttgart. Jung stammte aus Mannheim, war 1817 nach Berlin zur Abrundung seiner medizinischen Ausbildung gekommen, dort unter dem Verdacht strafbarer politischer Verbindungen 1819/20 inhaftiert und nach seiner Freilassung und Übersiedlung nach Paris von Alexander von Humboldt (1769–1859) nach Basel empfohlen worden, wo er 1822 Professor für Medizin an der Universität wurde und 1824 das Anatomische Museum gründete. Weitere Teilnehmer waren Johann August Christian Röper (1801–1885) aus Rostock, der 1826 als ausserordentlicher Professor nach Basel kam und ab 1829 den Lehrstuhl für Botanik bekleidete, sowie der Berner Karl Friedrich Meissner (1800–1874), der in Basel seit 1828 Medizin lehrte und nach Röpers Rückkehr nach Rostock 1836 dessen Botanikvorlesungen und seine Funktion als Direktor des Botanischen Gartens übernahm.

Meissner stellte kurz nach der Rückkehr aus Stuttgart – sicher kein Zufall – Olfers Arbeit über die «Gattung Torpedo», den Zitterrochen, in der Basler Naturforschenden Gesellschaft vor. Olfers traf auch den Württemberger Christian Friedrich Schönbein (1799–1868), Chemiker und Physiker, der Peter Merian ab 1828

46 Amtlicher Bericht über die Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Stuttgart im September 1834, Stuttgart 1835, S. 26–33.

krankheitshalber an der Universität Basel vertrat und 1835 dessen Lehrveranstaltungen in Chemie und Physik übernahm. Allein Merian, Mitbegründer der Naturforschenden Gesellschaft, seit 1820 Professor an der Basler Universität, Vorsteher des 1821 gegründeten Naturhistorischen Museums, Mitglied des Grossen (ab 1824) und des Kleinen Rates (ab 1836) und später zweimal Präsident der SNG, kam 1834 nicht nach Stuttgart. Er war gerade in die Trennungsverhandlungen zwischen Basel-Stadt und Basel-Landschaft, die substantiell auch die Universität betrafen, eingebunden und erreichte durch den Nachweis von Eigentumsbeschränkungen auf den verschiedenen Sammlungen der Universität eine Herabsetzung ihrer Vermögenseinschätzung. Merian unternahm später mit seinen Freunden Studer und Escher viele Forschungsreisen. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts galten sie in der geologischen Forschung als «Dreigestirn von seltenem und unverlöschlichem Glanze».⁴⁷

Olfers wird vermutlich bedauert haben, Merian nicht zu treffen, denn die beiden waren – wie ein im Staatsarchiv Basel-Stadt aufbewahrtes schmales Konvolut von sieben Briefen belegt⁴⁸ – seit 1815 befreundet; damals beendete Olfers seine Studien, während Merian sie in Göttingen begann. Beide müssen in ihren weitgespannten Interessen soviel Gemeinsamkeiten entdeckt haben, dass ihre Freundschaft über Jahrzehnte Bestand hatte. Im August 1835 berichtete Olfers Merian, dass er endgültig seinen Gesandtschaftsposten in der Schweiz aufgeben und nach Berlin übersiedeln, ihn aber auf dem Rückweg noch in Basel besuchen wolle und fügte hinzu: «Es freut mich sehr, daß Ihr Eure Universität am Leben erhalten habt.»⁴⁹ Kurz darauf berichtete er Merian, dass er auf dem Weg nach Basel noch die fossilen Schildkrötenfunde in Solothurn und Versteinerungen bei Olten ansehen wolle.⁵⁰ Universität und Forschung blieben ein Thema zwischen ihnen – so bedauerte Olfers im Jahr darauf, dass Röper Basel verliess⁵¹ und tauschte mit Merian die

47 Artikel «Studer, Bernhard» von Wilhelm von Gümbel in: Allgemeine Deutsche Biographie (Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 36) (1893), S. 731–734. Digitale Volltext-Ausgabe in Wikisource, Version vom 19. Dezember 2014.

48 Staatsarchiv Basel-Stadt (StABS), PA 513a II C, 6. Ich danke Frau Kerstin Brunner für die freundliche Bereitstellung der Briefe.

49 Ebd., Bern, 11. August 1835.

50 Ebd., Bern, 21. August 1835.

51 Ebd., Berlin, 20. April 1836.

Veröffentlichungen der beidseitigen naturforschenden Gesellschaften und fossile Neuigkeiten aus.⁵²

Die Professoren der Universität Basel brachten nach der Neukonstituierung von 1835 die stagnierende Hochschule wieder in Schwung, leisteten international anerkannte Forschung für ihre Fächer und gründeten Institutionen, Sammlungen und Vereine.⁵³ Sie waren aber auch – häufig schon durch ihre Elterngeneration – mit gemeinnützigen Gesellschaften verbunden, die sie erweiterten oder neu installierten. Die Basler Gesellschaft zur Aufmunterung und Beförderung des Guten und Gemeinnützigen in Basel, gegründet 1777 im Geiste der Aufklärung und noch heute als GGG mit vielfachen Unternehmen aktiv, ist dafür ein prominentes Beispiel.⁵⁴ Auch hier war Peter Merian aktiv, 1824 sogar als Vorsteher. 1835 finden sich als Mitglieder die schon bekannten Professoren Karl Gustav Jung und Johannes Röper, der Professor für Naturgeschichte (später für Industrielle Wissenschaften) Christoph Bernoulli (1782–1863), die Verfasser der Schrift über den Basler Münsterschatz von 1862, Christoph Riggenbach und Carl Burckhardt-Vischer sowie dessen Onkel, der bald im Basel-Berliner Briefwechsel auftretende Professor für Altertumswissenschaften Wilhelm Vischer-Bilfinger.

Gemeinnützige Aktivitäten

Olfers tauschte sich wohl auch mit den Basler Freunden über die Aktivitäten der Basler Gemeinnützigen Gesellschaft aus, die 1853 eine Aktiengesellschaft zur Erbauung von Arbeiterwohnungen gründete und 1854 bis 1856 auf der «Breite» am Rhein drei Komplexe mit Mietwohnungen erbauen liess.⁵⁵ Er selbst war in Berlin in einer ähnlichen Unternehmung engagiert. So schrieb er 1860 an Riggenbach:

«Sollten Sie nicht selbst an der dortigen Gesellschaft des Guten und Gemeinnützigen, welche sich wie unsere Baugesellschaft des Baues für kleine Leute angenommen hat theilnehmen, so werden Sie doch gewiß wissen, wer im Vorstande ist, und so darf ich mir wohl erlauben, den anliegenden Jahresbericht

52 Ebd., Berlin, 10. Juli 1836.

53 Über die Bedeutung der aus den deutschen Staaten an die Universität Basel geholten, häufig politisch verfolgten Wissenschaftler für die Universität Basel und die Entwicklung der einzelnen Fakultäten siehe immer noch Edgar Bonjour: Die Universität Basel von den Anfängen bis zur Gegenwart 1460–1960, Basel 1960.

54 Paul Siegfried: Geschichte der Gemeinnützigen Gesellschaft in Basel von 1777–1926: Festschrift zur 150. Stiftungsfeier, Basel 1927.

55 Ebd., S.117 f.

mit der Bitte beizufügen, ihn an denselben gelangen zu lassen, und die Verspätung gütigst zu entschuldigen; der pro 58/59 wird bald folgen.»⁵⁶

Die Berliner Gemeinnützige Baugesellschaft war 1847 vom Architekten Carl Wilhelm Hoffmann (1810–1895) gegründet worden. Hoffmann war Mitglied der Hof-Bau-Commission und seit 1841 unter Stüler und Olfers mit dem Bau des Neuen Museums in Berlin beschäftigt. Er entwarf für die Baugesellschaft Typologien⁵⁷ von Wohnungen für «kleine Leute». Damit waren Arbeiter, Handwerker und kleine Beamte mit geringem Einkommen gemeint, die man vor den negativen Folgen der Industrialisierung bewahren wollte. «Häuslichkeit und Familienglück» zur Vermeidung von sozialen Konflikten und Aufständen sowie die sittliche Hebung der unteren Klassen, das waren neben Verhütung von Krankheiten die Ziele, die sich die Gesellschaft gesetzt hatte. Olfers arbeitete in der Rechnungs-Revisions-Kommission. Neben den Mitgliedern Friedrich August Stüler (1800–1865) und Robert von Patow (1804–1890), dem Mitbegründer des Centralvereins für das Wohl der arbeitenden Klassen von 1844 und späteren liberalen Finanzminister, beteiligte sich auch Alexander von Humboldt an der Gesellschaft. Sie genoss höchste Unterstützung von Friedrich Wilhelm IV. und seinem Bruder, Prinz Wilhelm (1797–1888), der ihr offizieller Protektor wurde. Als Präsident der Generalversammlung vom 17. Oktober 1850 beteuerte er, er habe sich schon «vor zwei Jahren in England mit diesem Gegenstand beschäftigt» und hoffe auf den Erfolg der Baugesellschaft.⁵⁸

56 GStA PK (wie Anm. 41). Die Berliner Gemeinnützige Bau-Gesellschaft stand in engem Verhältnis zur Alexandra-Stiftung, die nach der ältesten Tochter Friedrich Wilhelms III. benannt worden war. Ihr Mann, der russische Zar Nikolaus, hatte 1852 bei einem Besuch in Berlin 1000 Dukaten für den Wohnungsbau gestiftet, mit denen der Grundstock für die Alexandra-Stiftung gelegt wurde. Sie wurde später mit der Gemeinnützigen Bau-Gesellschaft unter ihrem Namen zusammengefasst. Riggensbach war ebenfalls in das Thema involviert, da er 1852 als Jurymitglied an einem Wettbewerb zum Bau von Arbeiterwohnungen teilgenommen hatte. Siehe Bucher (wie Anm. 37), S. 28.

57 Sabine Kraft: *Eingeübtes Wohnen*, in: *Arch+*, Nr. 176/177, Aachen 2006, S. 48–50 hat die Typologien Hoffmanns als bis heute weiterwirkende Grundmuster im Wohnungsbau interessanterweise von den naturwissenschaftlichen Systematikern des 19. Jahrhunderts hergeleitet.

58 «Bericht über die am 17. October 1850 gehaltene Generalversammlung der Berliner gemeinnützigen Baugesellschaft», Berlin 1850, S. 3. In diesem Bericht ist auch die Programmatik der Baugesellschaft enthalten. 1860 hatte die Berliner Bau-Gesellschaft bereits 209 Wohnungen und 31 Werkstätten erbaut. Wilhelms Umschreibung seines Englandaufenthaltes entbehrt im Übrigen nicht der Ironie: Er war 1848 von Friedrich Wilhelm IV. zur eigenen Sicherheit und Beruhigung des Volkes nach London geschickt worden, da er in der Öffentlichkeit als Verantwortlicher für die Schüsse galt, die im März

Persönliche Beziehungen

Das Netz der Naturwissenschaftler umspannte aber nicht nur gemeinnützige Gesellschaften, sondern auch historische Vereine. In Basel bekam das allgemein wachsende Bedürfnis nach Erforschung der eigenen Geschichte und Identität noch einen besonderen Antrieb durch die Kantonstrennung. Daher schritt man im Herbst 1835, wie Eduard His im Rückblick schrieb, nach der Neukonstituierung der Universität und Bildung einer Freiwilligen Akademischen Vereinigung auch zur Gründung einer Historischen Gesellschaft, «um das niedergeworfene Staatswesen und den stark angegriffenen Ruf der Stadt wieder zu heben und unter großen persönlichen Opfern auf neue, feste Grundlagen zu stellen.»⁵⁹ Sieben Universitätsprofessoren waren die Initianten, darunter Peter Merian, Wilhelm Wackernagel (1806–1869) und Wilhelm Vischer-Bilfinger. Die letzten zwei werden uns im Zusammenhang mit dem Basler Münsterschatz wieder begegnen. Wackernagel war in Berlin geboren, studierte dort 1824 bis 1827 und bekam 1833 eine Anstellung am Basler Pädagogium.⁶⁰ 1835 wurde er Professor für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Basel. Auch er beteiligte sich an der Gemeinnützigen Gesellschaft, 1842 und 1851 war er ihr Vorsteher. Wilhelm Vischer-Bilfinger war nach dem Studium der Altertumswissenschaft in Basel, Genf, Bonn und Jena (wo er promovierte), zum Sommersemester 1831 nach Berlin gegangen, habilitierte sich 1832 in Basel, danach erhielt er ebenfalls am Basler Pädagogium eine Anstellung. 1835 wurde er ausserordentlicher, 1836 ordentlicher Professor für klassische Philologie an der Universität Basel, 1834 Mitglied des Grossen, 1867 des Kleinen Rates.⁶¹

Dass die Verbindung zwischen Basel und Berlin so lange Jahre hindurch anhielt, lag sicher nicht nur an der Freundschaft zwischen Olfers und Merian seit Studententagen oder den in den 1830er Jah-

1848 die Revolution in Berlin auslösten. Siehe Rüdiger Hachtmann: *Berlin 1848*, Bonn 1997, S. 184ff.

59 Eduard His: *Geschichte der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel im ersten Jahrhundert ihres Bestehens 1836–1936*, in: *BZGA* 35 (1936), S. 8.

60 Wackernagel war als Jugendlicher in Berlin als politisch verdächtig behandelt worden, bekam deshalb in Preussen keine Anstellung und musste sich mit Aufträgen als Kopist mittelalterlicher Handschriften durchschlagen. Als sein Freund Abel Burckhardt, den er während des Studiums in Berlin kennengelernt hatte, ihn als Lektor am Basler Pädagogium vorschlug, kam er daher in die Schweiz. Vgl. Rudolf Wackernagel: *Wilhelm Wackernagel. Jugendjahre 1806–1833*, Basel 1885.

61 Siehe die ausführliche Biographie von August von Gonzenbach in: Wilhelm Vischer: *Kleine Schriften*, hg. von Achilles Burckhardt, Leipzig 1878, S. IX–LXIII, zu Berlin S. XXII.

ren angeknüpften Beziehungen, sondern auch an der steigenden Attraktivität von Berliner Universität und Bauakademie. Sie zogen immer neue Studenten aus der Schweiz an, durch die alte Kontakte aufgefrischt und neue initiiert wurden. Nicht selten finden sich Brüder in den Statistiken der Universität oder wie bei Wilhelm Vischer-Bilfinger Vater und Söhne. Vischers ältester Sohn Wilhelm (1833–1886), der 1867 die Präsidentschaft der Historischen Gesellschaft übernahm, war nach Studien in Basel und Bonn vom Wintersemester 1854 bis Sommersemester 1856 in Berlin eingeschrieben.⁶²

Unter den Gründern der Historischen Gesellschaft und späteren Mitgliedern befanden sich viele, die nach Berlin gegangen waren, so Balthasar Reber (1805–1875), der sich zum Wintersemester 1825 für Theologie immatrikulierte; aber auch Abel Burckhardt-Miville (1805–1882) und Leonhard Oser (1802–1872), die sich im Sommer-, bzw. Wintersemester 1827 für dasselbe Fach entschieden.⁶³ Auch Johann Jacob Bachofen (1815–1887) studierte vom Sommersemester 1835 bis Sommersemester 1837 in Berlin⁶⁴ und Jacob Burckhardt (1818–1897) vom Wintersemester 1839/40 bis Sommersemester 1842.⁶⁵ Als er 1843 nach Basel zurückkehrte, wurde er – wie schon sein Vater – Mitglied der Historischen Gesellschaft.

Unter den Eleven der Bauakademie finden sich Christoph Rigggenbach im Sommer 1834⁶⁶ und später auch der jüngste Sohn Wilhelm Vischer-Bilfingers, Eduard (1843–1929).⁶⁷ Nach kurzer praktischer Lehre bei Rigggenbach absolvierte er von 1862 bis 1867 die Bauakademie und gründete 1870 sein eigenes Büro in Basel. Interessant ist, dass er – wie Rigggenbach und Olfers – «der Beschaffung von soliden, gesunden und billigen Wohnungen für die weniger

62 Amtliches Verzeichnis des Personals und der Studirenden auf der Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin auf das Winterhalbjahr von Michaelis 1854 bis Ostern 1855, Berlin 1854, S. 32. Im Amtlichen Verzeichnis für das Sommersemester 1856, Berlin 1856, ist Vischer auf S. 30 verzeichnet.

63 Die Immatrikulationsangaben zu Reber sind in GStA PK, I. HA Rep. 76, Va. Sekt. 2 Tit. 13, Nr. 1, Bd. 4 verzeichnet, die zu Burckhardt-Miville und Oser ebd. in Bd. 5.

64 Amtliches Verzeichnis des Personals und der Studirenden auf der Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin auf das Sommerhalbjahr von Ostern bis Michaelis 1835, Berlin 1835, S. 1. Im Amtlichen Verzeichnis für das Sommersemester 1837, Berlin 1837, ist Bachofen ebenfalls auf S. 1 verzeichnet.

65 Amtliches Verzeichnis des Personals und der Studirenden auf der Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin auf das Winterhalbjahr von Michaelis 1839 bis Ostern 1840, Berlin 1839, S. 5. Im Amtlichen Verzeichnis für das Sommersemester 1842, Berlin 1842, ist Burckhardt ebenfalls auf S. 5 verzeichnet.

66 Bucher (wie Anm. 37), S. 15.

67 Max Vischer: Eduard Vischer-Sarasin, in: Basler Jahrbuch (1931), S. 181–194, zum Studium in Berlin S. 184.

bemittelten Stände stets großes Interesse» entgegenbrachte. So «schuf er für die unter seiner Mitwirkung ins Leben gerufene Gesellschaft für Arbeiterwohnungen und deren spätere Rechtsnachfolgerin, die Aktiengesellschaft für die Erstellung billiger Wohnungen, größere Kolonien von Klein- und Mehrfamilienhäusern ...»⁶⁸ Von Eduard Vischer wissen wir, dass er während seines Berlinaufenthaltes den Kontakt zu Olfers pflegte.⁶⁹ Wie sein Vater gehörte auch er der Gemeinnützigen Gesellschaft an und war ihr langjähriges Kommissionsmitglied und Vorsteher.

Im Briefwechsel zwischen Olfers, Merian, Riggenbach und später auch Wilhelm Vischer-Bilfinger wird demnach deutlich, dass sie alle mit forschendem und konservatorischen Interesse in die Vergangenheit schauten, eine moderne, oft naturwissenschaftliche Methodik pflegten und – bei unterschiedlich konservativer Ausgangslage – vom Wunsch beseelt waren, für das Gemeinwohl tätig zu werden und praktische Lösungen für die aktuellen sozialen Probleme zu finden. Ihre langjährige persönliche Bekanntschaft, die gegenseitige Kenntnis des Landes, seiner politischen Prozesse, der Austausch von Wissen, Publikationen und Objekten spielten für diese Vernetzung eine grosse Rolle. Man hatte eine gemeinsame Sprache entwickelt und Vertrauen aufgebaut, das bei Olfers und Riggenbach zudem durch eine tiefe Religiosität getragen wurde.

Die Veröffentlichungen der Antiquarischen Gesellschaft zu Basel

Riggenbach revanchierte sich im Oktober 1860 für die von Olfers Anfang des Jahres erhaltene Schrift über Sardes und den Jahresbericht der Berliner Bau-Gesellschaft mit Heft VIII der Antiquarischen Gesellschaft über die Klosterkirche Klingenthal in Basel, das er gerade zusammen mit Carl Burckhardt-Vischer publiziert hatte. Die Arbeit an dieser Schrift, so Riggenbach, sei auch der Grund, warum er so verspätet antworte, er freue sich aber sehr, «Ihnen, verehrtester Herr, als ein kleines Zeichen meiner in[n]igsten Achtung und Dankbarkeit womit Sie stets so freundlich sind meiner zu gedenken dasselbe übersenden zu dürfen.» Leider habe er wegen einer Lungenentzündung nicht nach München zur Versammlung

68 Ebd. S. 187. An der 1870 gegründeten Baugesellschaft zur Erstellung von Arbeiterwohnungen war die GGG ebenfalls finanziell durch Aktienkauf beteiligt. Diese Häuser wurden zum Kauf angeboten.

69 Olfers schrieb am 10. Dezember 1863 an Vischer-Bilfinger: «Ihr Sohn hat mich leider bei seinen Besuchen verfehlt: im Laufe des Winters hoffe ich ihn aber öfter bei mir zu sehen.» In: GStA PK, I. HA Rep. 137, I, Nr. 77, Bd. 36, o. Pag.

des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine kommen und die Schrift Olfers persönlich überreichen können. Es würde ihn aber

«freuen wenn Sie, verehrtester Herr, vielleicht Zeit und Gelegenheit finden sollten mir durch Herrn Prof. Vischer oder Herrn Ratsherrn Merian den 58/59 Bericht Ihrer Berliner Baugesellschaft zukom[m]en zu laßen, und indem ich Ihnen nochmals meinen verbindlichsten Dank für Ihr freundschaftliches Andenken bezeuge, verbleibe mit achtungsvollster Ergebenheit: Chr. Riggenschbach Architect.»⁷⁰

Mit der Gelegenheit war die Feier des fünfzigjährigen Bestehens der Berliner Universität gemeint, die vom 13. bis 18. Oktober 1860 stattfand⁷¹ und an der Peter Merian, damals Rektor und Wilhelm Vischer-Bilfinger, Dekan der philosophischen Fakultät, als Vertreter der Universität Basel teilnahmen. Dort trafen sie Olfers, der für die Akademie der Wissenschaften anwesend war.

Die Antiquarische Gesellschaft, deren Schrift Riggenschbach nach Berlin gesandt hatte, war 1842 von Wilhelm Vischer-Bilfinger in Ergänzung zur Historischen Gesellschaft mit dem Ziel gegründet worden,

«die in unserer Stadt und deren Umgegend vorkommenden Denkmäler heidnischer und christlicher Zeit zu erforschen, zu beschreiben, für ihre Erhaltung nach Kräften zu sorgen, sie durch Abbildungen der Vergessenheit entziehen. Sie wird ausserdem suchen Alterthümer aus andern Gegenden in ihren Besitz zu bringen. Wo möglich jährlich wird sie ein Heft Mittheilungen herausgeben.»⁷²

Riggenschbach hatte sein Fachwissen schon in das 1845 erschienene Heft III «Die Barfüsser Klosterkirche in Basel» von Adolf Sarasin (1802–1885) einfließen lassen, die er gerade umbaute und technische Zeichnungen dazu beigesteuert. Im Unterschied zu den anderen Publikationen der Reihe zeichnen sich die von Riggenschbach selbst herausgegebenen Hefte durch eine attraktive Frontgestaltung

70 GStA PK (wie Anm. 41), Basel, Oktober 1860.

71 Die Glückwunschartikeln der eingeladenen Schweizer Universitäten Basel, Bern, Zürich und Genf sind abgedruckt in Ferdinand Ascherson: Urkunden zur Geschichte der Jubelfeier der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin im October 1860, Berlin 1863. Nur Basel schickte eine Delegation – offenbar wegen der guten persönlichen Kontakte.

72 Mittheilungen der Gesellschaft für Vaterländische Alterthümer, Heft I, Basel 1843, S. V. Dies ist ein Zitat aus §1 der Statuten der Gesellschaft. Ende 1874, kurz nach Vischer-Bilfingers Tod, wurde die Fusion der Antiquarischen und der Historischen Gesellschaft beschlossen, Vischer-Bilfingers Sohn Wilhelm Vischer-Heussler wurde zum Vorsteher der nunmehr vereinigten Gesellschaft gewählt. Siehe His (wie Anm. 59), S. 27ff. und S. 86.

und zum Teil farbige Abbildungen aus. Heft VI von 1855 «Die Dominikaner Klosterkirche in Basel», das er zusammen mit Ludwig August Burckhardt (1808–1863) veröffentlichte, ziert ein Holzschnitt von der von ihm imaginierten Gesamtanlage, ebenso das an Olfers geschickte Heft VIII. Die Lust an der Gestaltung zeigt auch die Nutzung mittelalterähnlicher Initialen, in denen das C vom Kloster «Clingenthal» eine Zeichnung der Klosteranlage beherbergt.

Beide Hefte enthalten vermasste Grundrisse, Schnitte und Aufrisse sowie Details, u.a. von Säulen, Kapitellen und Schlusssteinen. Diese Präzision und Fertigkeit hat wohl der Architekt Georg Moller (1784–1852) in Darmstadt während der einjährigen Ausbildung gefördert, die Riggenbach bei ihm Ende 1832 angetreten hatte.⁷³ Olfers kommentierte das Heft sehr positiv: die Gesellschaft für Vaterländische Altertümer erwerbe «sich durch die Herausgabe ähnlicher Monographien wahre Verdienste um die Landes- und Kunstgeschichte.»⁷⁴ Leider, so Olfers weiter, habe auch er nicht nach München fahren können, inzwischen werde Riggenbach durch Vischer aber den Jahresbericht der Bau-Gesellschaft und der Alexandra-Stiftung bekommen haben sowie das neueste Verzeichnis der Berliner Skulpturengalerie, in welcher der Saal der assyrischen Werke gerade eröffnet worden sei. Hier taucht ein weiteres Bindeglied zwischen Basel und Berlin auf: 1841 – zeitgleich mit dem Bau des Neuen Museums in Berlin – hatten Peter Merian, der Chemiker Christian Schönbein und der Architekt Jakob Melchior Berri (1836–1901) angeregt, ein Museum für die naturwissenschaftlichen Sammlungen der Universität, die Bibliothek, die Kunstsammlungen und Gipsabgüsse zu bauen – Letztere eine Spezialität auch von Olfers in Berlin. Mit viel privatem Engagement konnte es realisiert und 1849 an der Augustinergasse eröffnet werden.⁷⁵ Im Gebäude, das eine Hommage an die Berliner Bauakademie war, wurden auch die noch vorhandenen Teile des Münsterschatzes untergebracht. Allerdings an einem «höchst ungünstigen Platz», wie Riggenbach 1862 bemerkte und deshalb hoffte, «dass diese Stücke mit der Zeit in die mittelalterliche Sammlung übergesiedelt werden, deren Hauptzierde sie bilden würden.»⁷⁶ Diese Mittelalter-Sammlung hatte

73 Bucher (wie Anm. 37), zu Moller S. 14 f.

74 GStA PK (wie Anm. 41), Berlin, 5. November 1860. Konzept.

75 Ausführlich zur Gründungsgeschichte des Museums Nikolaus Meier: Identität und Differenz: Zum 150. Jahrestag des Museums an der Augustinergasse in Basel, in: BZGA 100 (2000), S. 121–192.

76 Burckhardt/Riggenbach (wie Anm. 7), S. 7.

Wilhelm Wackernagel 1856 angestossen. Er begründete sie mit dem Fortschritt der Wissenschaft:

«Die Zeit ist vorüber, wo man die Erzeugnisse einer noch suchenden, noch versuchenden Kunstgeschicklichkeit keiner Aufbewahrung werth hielt und spröde nur dem, was künstlerisch vollendet schien, die Ehre gab oder, um den Kunstwerth wieder gänzlich unbekümmert, mit halb kindischem, halb pedantischem Eifer nur nach Curiositäten haschte: jene Einseitigkeit ist vor einer freieren, diese vor einer höheren Betrachtungsweise, beide sind eben vor den weiterreichenden Bezügen der Culturgeschichte zurückgewichen. Ich erinnere nur für Deutschland an das Gemanische Museum zu Nürnberg, das von vorn herein in solchem Sinn ist gegründet worden, für die Schweiz an die Sammlung der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich. Seit etwa einem Jahr besitzt nun auch unser Basel als eine Abzweigung und Vermehrung der übrigen, welche die Universität verwaltet, eine neue Sammlung dieser Art, die mittelalterliche in dem Conciliensaale des Münsters.»⁷⁷

Riggenbach, seit 1849 Mitglied des Baukollegiums und Präsident des Baugerichts von Basel, leitete von 1852 bis 1857 zusammen mit dem Bauinspektor Basels, Amadeus Merian (1808–1889), die Innenrestaurierung des Münsters und besorgte Wackernagel Gipsabgüsse von Baudetails für die Mittelalter-Sammlung. Anfang 1857 warb er für deren Ausbau in einem Vortrag vor der Antiquarischen Gesellschaft. Wackernagel berichtete seinerseits über die Goldene Altartafel Heinrichs II. und gab den Vortrag als Heft VII der «Mittheilungen» heraus. Auch dabei unterstützte ihn sein Freund Riggenbach, denn die lithografierten Blätter der Altartafel beruhten auf einer Zeichnung, die er von dem Gipsabguss gemacht hatte, den der Käufer Victor Theubet (1787–1863) aus Pruntrut, ehemals Oberst in der napoleonischen Armee, dem Museum geschenkt hatte.

Die Fotografie als Mittel zur Rekonstruktion und Bewahrung der Vergangenheit

Die in den Berliner Akten erhaltene Korrespondenz zwischen Olfers und Riggenbach setzte sich 1862 fort. Wieder sandte Olfers einen Jahresbericht der Baugesellschaft und fügte hinzu:

«Von einer neuen Erfindung, die Photographie auf Stein zu übertragen, so daß die Abdrücke als Facsimile der photographirten Zeichnung oder Kunstplatte erscheinen, hoffe ich Ihnen nächstens einige Proben größerer Blätter schicken zu können. Die kleine Holzschnitt-Passion von Dürer, welche schon im

77 Wilhelm Wackernagel: Über die Mittelalterliche Sammlung zu Basel nebst einigen Schriftstücken aus derselben, Basel 1857, S. 3.

Kunsthandel zu haben ist, ist sehr gelungen. Zugleich ist das Verfahren sehr brauchbar um größere Zeichnungen in jedes kleinere Format zu übertragen, und so durch den Druck zu vervielfältigen.»⁷⁸

Die Erfindung war die Fotolithografie, die Übertragung eines Fotonegativs auf einen Stein.⁷⁹ Die Lithografie, ein Flachdruckverfahren, bei dem Zeichnungen seitenverkehrt auf Schiefer aufgetragen und davon abgedruckt werden, war schon 1797 von Alois Senefelder (1771–1834) erfunden worden. Nach der offiziellen Vorstellung des fotografischen Verfahrens von Joseph Nicéphore Niépce (1765–1833) und Louis Jacques Mandé Daguerre (1787–1851) durch Dominique François Jean Arago (1786–1853) 1839 in der Pariser Akademie der Wissenschaften waren in verschiedenen Ländern Experimente gestartet worden, um haltbarere, billigere und in höheren Auflagen herstellbare Fotografien als die Daguerreotypie zu entwickeln. Bei dem atemlosen Wettrennen um das beste, unkomplizierteste und günstigste Verfahren, bei dem zahllose Varianten erfunden wurden, kam auch wieder die Technik der Lithografie in den Blick. Schon Niépce hatte damit in den Jahren 1815/16 erfolglose Versuche gemacht, 1852 wurden sie von französischen Chemikern und Lithografen erneut aufgenommen, aber erst Louis-Alphonse Poitevin (1819–1882) erzielte 1855 mit einem veränderten chemischen Verfahren bessere Erfolge in der Wiedergabe von Halbtönen. Er liess seine Erfindung patentieren und produzierte 1856/57 in seinem nur sechzehn Monate lang betriebenen Atelier in Paris mehr als 18 000 Fotolithografien.⁸⁰

Entsprechend dieser rasanten Entwicklung begann in der zweiten Hälfte der 1850er Jahre der überregionale Handel mit Fotos zu expandieren. Meist waren sie auf Karton aufgezogen und wurden einzeln oder in Mappen verkauft. Publikationen mit Fotografien dagegen waren selten. Gedruckt werden konnten sie ohnehin erst ab 1868 – aber noch nicht zusammen mit dem Text, sondern auf

78 GStA PK (wie Anm. 13), Berlin, 22. August 1862. Konzept. Gemeint ist vermutlich «Das Leiden Christi von Albrecht Dürer in 37 Bildern. Nach den besten Original-Holzschnitten photolithographirt von A. Burchard, Berlin 1862.» Olfers bekam Proben von den Brüdern Burchard geliefert und machte begeistert davon nicht nur gegenüber Riggenbach Reklame, sondern sandte z.B. auch Fotolithografien an Adolf Schöll, den Direktor der Weimarer Kunstanstalten.

79 Zur Geschichte der Fotografie und ihren verschiedenen Verfahren siehe die immer noch hervorragende Zusammenstellung von Frank Heidtmann: *Wie das Photo ins Buch kam*, Berlin 1984.

80 Dazu Sylvie Aubenas: *Fotografie und Druckgraphik. Vervielfältigung und Beständigkeit*, in: Michel Frizot (Hg.): *Neue Geschichte der Fotografie*, Köln 1998, S. 225–231.

separaten Seiten, was beim Binden Probleme bereitete. Der Druck von Fotografien gleichzeitig mit dem Text gelang erst durch das gerasterte Autotypie-Verfahren von Georg Meisenbach (1841–1912), das er 1882 zum Patent anmeldete.⁸¹

Olfers hatte sich schon früh für das neue Medium interessiert. Aus Italien bekam er bereits seit den 1840er Jahren Daguerreotypien von Kunstangeboten durch den preussischen Gesandten Guido von Usedom (1805–1884) in Rom zugesandt⁸² und in den Jahresberichten für die Museen listete er seit 1854 angekaufte Fotos auf und sprach «von Photographien nach Kunstwerken, ein ganz neues nicht zu entbehrendes, aber mit großer Sorgfalt und Kenntniß zu behandelndes Feld».⁸³ Bedenken in Bezug auf die Haltbarkeit von Fotografien zerstreute er durch den Hinweis, dass die neueren gegenüber den älteren keinen Verfall mehr zeigen würden.⁸⁴ Zudem liess er Fotos anfertigen, die über den Kunsthandel verbreitet wurden, z.B. von Zeichnungen Raffaels.⁸⁵ Davon profitierte Prinz Albert von England (1819–1861), der ab 1852 in einer gross angelegten Aktion alle Raffaelischen Werke in Europa fotografieren liess; Olfers überliess ihm die Berliner Abdrücke.⁸⁶ Der Prinz blieb mit seinem fotografischen Unternehmen nicht allein. Hatten früher die gekrönten Häupter Objekte ausgetauscht, um den nationalen Stand von Technik, Kunst und Luxus zu präsentieren, griffen sie jetzt zu Fotografien ihrer Kunstbestände. So übersandte der dänische Geschäftsträger in Berlin, Friedrich Siegfried von Bille Brahe (1799–1861), dem preussischen Aussenminister 1860 ein Heft mit Fotos der seltensten

81 Dazu Dorothea Peters: Die Welt im Raster. Georg Meisenbach und der lange Weg zur gedruckten Photographie, in: Alexander Gall (Hg.): Konstruieren, Kommunizieren, Präsentieren. Bilder von Wissenschaft und Technik, Göttingen 2007, S. 179-244, hier S. 201.

82 Der Briefwechsel zwischen Olfers und Usedom weist zahlreiche solcher Angebote auf, siehe GStA PK, VI. HA, NL Usedom B III, Nr. 43.

83 GStA PK, I. HA Rep. 76, Ve. Sekt. 15 Abt. I, Nr. 3, Bd. 11, Bl. 53.

84 Auf der Sitzung der Verwaltungskommission vom 14. November 1859. Siehe GStA PK, I. HA Rep. 137, I, Nr. 84 o. Pag.

85 GStA PK, I. HA Rep. 89, Nr. 20446, Bl. 128–129.

86 Dorothea Peters hat der Aktion des Prinzen Alberts den «wichtigsten Stellenwert für eine allgemeine Professionalisierung fotografischer Reproduktion, die durchschlagendste Wirkung auch auf die Kunstwissenschaft» zugeschrieben und glaubt, dass sich dadurch die «exklusiven europäischen Sammlungen den Fotografen» erst geöffnet hätten. Mit Olfers scheint aber ein Generaldirektor vorhanden gewesen zu sein, der die Fotografie sehr früh einzusetzen wusste. Siehe Dies.: «Das Schwierigste ist eben ... das, was uns das Leichteste zu sein dünkt – nämlich das Sehen» Kunstgeschichte und Fotografie am Beispiel Giovanni Morellis (1816–1891), in: Costanza Caraffa (Hg.): Fotografie als Instrument und Medium der Kunstgeschichte, Berlin/München 2009, S. 45–75, Zitat S. 48.

Kupferstiche der Kopenhagener Sammlung für das Berliner Kupferstichkabinett und bat um eine ähnliche Publikation von dort. Olfers schrieb in seinem Dank an den Aussenminister – zur Weitergabe an Bille-Brahe – von «willkommener Vermehrung der entsprechenden Abtheilung» und versprach Gegengaben.⁸⁷

Laura Bette (1814–1870), seit 1856 Fotografin in Berlin mit eigener Verlagshandlung, fotografierte 1861 für Olfers die Gipsammlung im Neuen Museum und Gustav Schauer (1826–1902) den Altar der Brüder van Eyck. Der langjährige Leiter der 1862 in Berlin gegründeten Photographischen Gesellschaft, Emil Werckmeister (1844–1923), sandte Olfers im September des Jahres «Japanesen-Portraits» und zwar für dessen Privatsammlung. Dieser interessierte sich darüberhinaus auch für die Herstellungsverfahren, wie sein Brief an Riggensbach vom 22. August 1862 zeigt. Bei Riggensbach rannte er damit offene Türen ein, denn wie sich an den aufgefundenen Fotografien vom Basler Münster in seinem Nachlass ablesen lässt, hatte Riggensbach sich schon bei seinen dortigen Restaurierungsarbeiten für das Medium interessiert.⁸⁸

Der Basler Münsterschatz in frühen Fotografien

Riggensbach revanchierte sich am 10. Oktober 1862 bei Olfers mit einer heute bibliophilen Seltenheit – dem Heft IX der Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft «Der Kirchenschatz des Münsters zu Basel. Mit 5 Photographien und 7 Holzschnitten». Die Publikation, wieder zusammen mit Carl Burckhardt erstellt, zeigt schon auf dem Titelblatt eine originale, aufgeklebte Fotografie. In der Mitte des abgebildeten Renaissance-Holzschnittes steht die Madonna mit Kind, links Kaiser Heinrich II. mit dem Basler Münster, rechts Bischof Pantalus. Eine programmatische Auswahl. Die übrigen, ebenfalls eingeklebten Fotografien, zeigen Teile des Basler Münsterschatzes: einen Kreuzfuss, einen Messkelch, das Kopfreliquiar des Hl. Pantalus und einen Reliquienschrein.

Die Fotografien lieferte das Atelier Höfliger in Basel. Sie wurden so in den Text montiert, dass die Rezipienten Fotos und erläuternden Text samt Anmerkungen gleichzeitig vor Augen hatten. Ja, mehr noch: Die Platzierung eines Holzschnittes und einer Fotografie desselben Kreuzfusses auf gegenüberliegenden Heftseiten gab die Möglichkeit, Grenzen und Vorzüge beider Abbildungstechniken

87 GStA PK, III. HA III, Nr. 18429, Bl. 159.

88 Bucher (wie Anm. 37), S. 205.

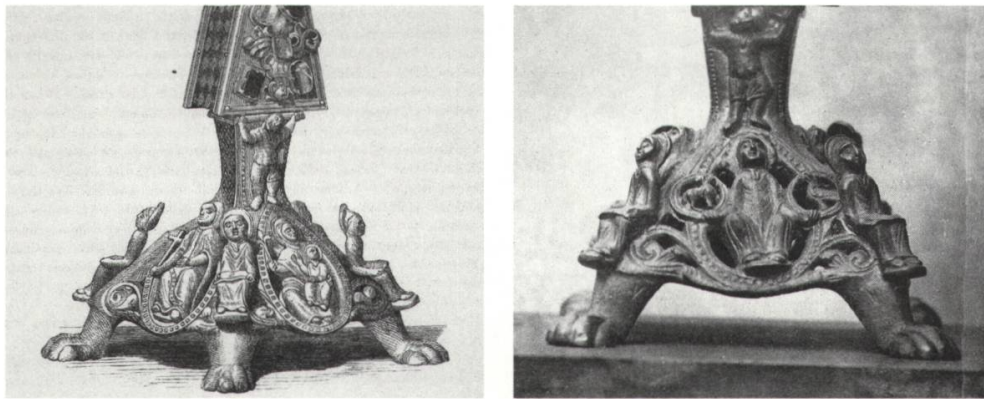


Abbildung 4

Holzschnitt und Fotografie eines Kreuzfusses, aus «Der Kirchenschatz des Münsters zu Basel», Basel 1862 (Foto: Franco Meneghetti).

miteinander zu vergleichen. Die damals lebhaft geführte Debatte, ob die Fotografie, die Schatten, Schäden und jedes Detail abbildete, oder eine künstlerische Reproduktion, die sich auf das Wesentliche konzentrieren und alle Störungen ausblenden konnte, das Original besser darstellen könne, scheint hier aufgegriffen zu sein.⁸⁹ Auf die Fotografie wollte Riggenbach offenbar keinesfalls verzichten. Damit machte er das Heft zu einer der 28 bekannten, seltenen Publikationen, die 1862 in Europa über Kunstwerke erschienen und Text und Fotos kombinierten.⁹⁰

Riggenbach und Burckhardt beschrieben sorgfältig die Artefakte, verglichen sie mit ähnlichen Werken, zitierten die entsprechende kunsthistorische Literatur und begründeten ihre zeitliche Einordnung. Auch das Grössenverhältnis der Abbildungen zu den Originalen, deren Masse, Material und Funktion gaben sie an. Zudem erwähnten sie, dass die Freiwillige Akademische Gesellschaft 1838 drei Stücke – die Goldene Rose, das Kopfreliquiar der Hl. Thekla und das Armreliquiar des Hl. Walpert – verkauft hatte, um vom Erlös Gipsabgüsse zu erwerben. Neben dem bereits oben erwähnten Wunsch nach deren besserer Aufstellung in der Mittelalter-

89 Wolfgang M. Freitag stellte in: *Early Uses of Photography in the History of Art*, in: *Art Journal* 39, Nr. 2 (Winter 1979/80), London/New York, S. 117–123 die Frage, ob bei Architektur und Fotografie eine natürliche Partnerschaft aufgrund der Verbindung zu Wissenschaft und Technik bestand, die im 19. Jahrhundert die Fotoaufnahmen von Architektur zunächst von der Kritik ausnahmen. Die – gerechtfertigte – Vermutung lässt sich auch anders formulieren: Architekten hatten möglicherweise aufgrund ihrer technischen Ausbildung grosses Interesse an exakter fotografischer Darstellung.

90 Heidtmann (wie Anm. 79), S.105. Heidtmann fand inklusive dieses Heftes 50 Titel mit eingeklebten Fotos, davon 28 über Kunst.

Sammlung kann dies wohl als leise Kritik am Umgang mit den kostbaren Stücken gelesen werden. Im Ganzen ist das Heft ein Beispiel für eine ausgezeichnete kunsthistorische Forschungsarbeit. Die Autoren verbanden mit ihr ein Versprechen: «Ein nächstes Heft soll den Schluss dieser Arbeit, namentlich die noch vorhandenen Monstranzen aus dem Basler Kirchenschatz enthalten.»⁹¹

Riggenbach hatte Olfers zwei Exemplare des Heftes geschickt, eins zum eigenen Gebrauch und eins für den Kunsthistoriker Karl Schnaase (1798–1875). Schnaase hatte 1861 den vierten, die Spätzeit des Mittelalters behandelnden Band seiner Kunstgeschichte herausgebracht, den die beiden Autoren in den Anmerkungen zitierten. Riggenbach kannte Schnaase wahrscheinlich auch aus Erzählungen Jacob Burckhardts, der Schnaase 1858 in Basel getroffen hatte. Für den Abschlussband bat Riggenbach Olfers um Fotos der Heinrich-Monstranz und des Heinrich-Kreuzes:

«Ich darf hoffen daß diesem Wunsch um so weniger ein Hinderniß entgegen stehen wird als dadurch die leider erst in unserem Jahrh. erfolgte Zerstreuung des Basler Münster Kirchenschatzes in diesen beiden Heften für die mittelalterliche Kunstgeschichte wenigstens erhalten u durch die beigegebenen Abbildungen in der Ken[n]tniß erhalten bleiben soll, obgleich jetzt leider dessen Bestandtheile in aller Herren Länder zerstreut sind.»⁹²

Olfers antwortete, dass er einige Recherchen zur Beantwortung von Riggenbachs Fragen habe anstellen müssen. Zugleich ermunterte er Riggenbach zu einer umfassenderen Darstellung des Schatzes als geplant. Er möge doch alle Gegenstände, von denen man Abbildungen erhalten könne, in die Publikation aufnehmen, «namentlich auch den goldenen Altar, etwa verkleinert geben, damit man von dem wichtigen Schatze möglichst alles zusammen habe.» Das Heinrichkreuz samt Stab sei in der Waffenhalle des Prinzen Carl, vermutlich auch das Bischofsszepter. An diese Stücke, wie auch an die Kette des Schwanenordens, die im Besitz des verstorbenen Königs gewesen sei, werde er versuchen, über den Hofmarschall des Prinzen Carl heranzukommen, damit er sie fotografieren lassen könne. Über den Verbleib der Kette mit den zwei Kreuzen habe er noch nichts erfahren können, werde aber ebenfalls versuchen, Fotografien davon zu besorgen. Es sei aber auch der Abdruck früherer Inventare sehr nützlich,

91 Burckhardt/Riggenbach (wie Anm. 7), S. 22.

92 GStA PK (wie Anm. 12), Basel, 10. Oktober 1862.

ebenso die Wiedergabe der Liste der Auktionsobjekte mit Angabe der Gewichte, der Preise und der Käufer.⁹³

Riggenbach bedankte sich Ende November und sandte durch seinen «jungen Freund» Heinrich von Geymüller, der sich 1860 zum dreijährigen Studium an der Bauakademie in Berlin eingefunden hatte,⁹⁴ zwei weitere Exemplare des Heftes über den Münsterschatz zuhanden der Witwe Friedrich Wilhelms IV. und des Prinzen Carl.⁹⁵ Als er nach Monaten nichts Neues von Olfers gehört hatte, hakte er im März 1863 nach, er brauche jetzt die Fotos, da das zweite Heft fortgeschritten sei und ihm sehr viel an der Abbildung des Heinrich-Kreuzes läge.⁹⁶ Olfers berichtete ihm daraufhin am 22. Mai von den Schwierigkeiten, an die nicht im Museum befindlichen Kunstwerke zu kommen. Die Kette des Schwanenordens habe sich nicht im Besitz der Königinwitwe⁹⁷ finden lassen, ebenso sei das Gerichtsszepter noch nicht aufgetaucht und die Kette mit den beiden Bischofskreuzen vermutlich nicht nach Berlin gekommen. Immerhin aber konnte er Fotografien des Kapellenkreuzes und des Agnus-Dei-Ostensoriums schicken. Bei diesem hatte er Aufnahmen speziell noch von der Inschrift machen lassen. Riggenbach möge ihm aber mitteilen, ob die Grösse der abgebildeten Gegenstände recht sei und ob er nur diese Ansichten oder noch andere haben wolle. Die Fotos der Krone und der Monstranz würden folgen.

93 GStA PK (wie Anm. 12), Berlin, 20. November 1862. Konzept.

94 Zu Geymüller siehe Joseph Ploder/Georg German: Heinrich von Geymüller (1839–1909). Architekturforscher und Architekturzeichner, Basel 2009. Geymüller wohnte 1863 mit Eduard Vischer zusammen Unter den Linden 68, vgl. ebd. S. 152.

95 GStA PK (wie Anm. 12), Basel, 28. November 1862.

96 Ebd., 14. März 1863.

97 Nach dem Tod von Friedrich Wilhelm IV. am 2. Januar 1861 fiel die Basler Originalkette seiner Witwe Elisabeth zu. Da sie bei ihr nicht auffindbar war, obwohl die Nachlassregelung Ende 1861 abgeschlossen wurde, muss sie im Krontresor gelegen haben. Dies dürfte der Grund sein, warum Olfers diese Kette erst im Januar 1864 erhielt. Elisabeth wiederum verfügte in ihrem Testament, dass ihre neu gearbeitete, mit Rubinen und Brillanten besetzte Schwanenordenskette in den Kronschatz gehen solle, jedoch von der Kronprinzessin Victoria benutzt werden dürfe. Kaiser Wilhelm I. entschied jedoch, dass sie nicht als Schmuck, sondern als Orden zu gelten habe und in den Krontresor gehöre. Daher ist zu verstehen, dass 1887 durch das Kronprinzenpaar nur eine Kopie in das Berliner Kunstgewerbemuseum gelangte. Dies war eine neue Kopie nach dem Original, also das vierte Exemplar des Schwanenordens in Berlin. Zur Entscheidung über den Schwanenorden der Königin siehe GStA PK, I. HA Rep. 89, Nr. 3090, Bl. 234v–235. Die Kopie, die das Kronprinzenpaar herstellen liess, befindet sich heute noch im Kunstgewerbemuseum in Berlin. Der Verbleib der übrigen drei Ketten ist ungeklärt.

Technische Debatten

Die folgenden Briefe zwischen Riggenbach und Olfers liefern der Forschung über Fotografiegeschichte einen höchst willkommenen Einblick in die konkreten Probleme der fototechnischen Umsetzung und ihre Lösungen. So wünschte Riggenbach von Olfers am 29. Mai 1863 weitere «4–6 gute, scharfe photographische Abdrücke» sowohl von der Agnus-Dei- als auch der Heinrich-Monstranz zu bekommen und sandte Musterfotos der Basler Monstranzen, die die gewünschte Grösse und Ansicht der abzulichtenden Stücke zeigten, da die Berliner Stücke «mit einer Dritten in hiesiger Sammlung befindlichen, zusam[m]en auf eine Tafel in lithographischem Abdruck kom[m]en sollen». Die Herstellung des richtigen Grössenverhältnisses und der gleichartigen Perspektive gelang in der Tat so gut, dass es später in der Publikation aussah, als hätten die Monstranzen aus Basel und Berlin beim Fotografieren nebeneinander gestanden. So umsichtig planend ging Riggenbach auch bei der Inschrift der Agnus-Dei-Monstranz vor, von der er auf Kosten der Antiquarischen Gesellschaft um eine genaue Kopie mit Angabe der Masse bat «oder mir zu sagen das wie vielste Theil natürliche Grösze die mir zugesandte photog. Abbildung beträgt?» Beim Foto des Kapellenkreuzes wollte er ebenfalls wissen, ob es die Originalgrösze darstelle. Dieses Kreuz sollte als Holzschnitt und etwas verkleinert publiziert werden, deshalb habe ihm die «treffliche Photog. die Aufgabe sehr erleichtert».

Hier sprach Riggenbach ein anderes Problem der reproduzierenden Fachleute an – je besser die Details auf den Fotos zu erkennen waren, je mehr Informationen die Fotos über die Objekte geben konnten (deshalb vermutlich auch der Wunsch noch vier bis sechs Fotos von demselben Objekt, sicherlich von verschiedenen Seiten, zu bekommen), desto besser konnten Missverständnisse vermieden und die Stücke wahrheitsgetreu abgebildet werden. Für eine solche gute Reproduktion mussten Lithograf oder Holzschneider aber auch wissen, was das Foto vielleicht nicht deutlich wiedergab. So ist wohl Riggenbachs Bitte, ihm «über die Email Bilder am Rand des Fußes einige nähere und bestimmte Erläuterungen» zu geben, nicht nur wegen deren Verwendung im Textteil, sondern auch für eine lesbare Wiedergabe in der Reproduktion zu verstehen. Zur Vervollständigung der Informationen diente auch die Frage, ob das Kruzifix silbergetrieben und vergoldet sei oder ganz aus Goldblech bestehe? Zum Schluss erinnerte er Olfers noch einmal an ein Foto des Heinrich-Kreuzes, das «durch sein verhältnißmäßig frühes Alter ein vorzüglicher Repraesentant frühgothischer Goldschmidt Arbeit» sei

und fragte nach dem Verbleib des bisher von Olfers nicht erwähnten Reliquiars der Hl. Ursula, die Kugler laut seinem Bericht im «Museum» von 1836 in Berlin gesehen hatte.⁹⁸

Das zweite Heft über den Münsterschatz sollte also Holzschnitte und Lithografien nach Fotos enthalten, nicht aber mehr die Fotos selbst. Das Einklebeverfahren erwies sich als zu umständlich und die Herstellung der für die Auflage notwendigen Anzahl von Fotos als zu teuer. Damit folgten Riggenbach und Burckhardt zwar dem Trend der europäischen Buchherstellung, legten ihren Abbildungen aber weiterhin Fotos zugrunde. Olfers schickte am 8. Juni 1863 Riggenbach ein ganzes Paket mit neuen Fotos der Berliner Monstranzen und gab die Vergleichsexemplare zurück, die Riggenbach ihm zur Feststellung der Proportionen gesandt hatte. Er bedauerte, dass die Heinrichs-Monstranz durch die Verkleinerung verliere, denn sie sei sehr schlank, er habe aber die Höhe so angenommen, wie das Muster sie gezeigt habe. Bis auf das Figürchen an der Spitze sei das Foto auch sehr deutlich. Die Inschrift auf dem Ostensorium habe er in der Grösse des Originals fotografieren lassen und da Gravur und Inschrift völlig deutlich seien, sei auf «eine Nachzeichnung» verzichtet worden. Auch ein Foto der Krone – «die Steine fehlen meistens an den Lilien» – legte er bei. Genaue Angaben über die Dimensionen der Fotos und die Beschaffenheit der Stücke sollten mit weiteren Fotos folgen. Den Händler Arnoldt habe er gebeten, den Verbleib der übrigen Stücke zu klären.⁹⁹

Aus diesen Ausführungen wird deutlich, wie kompliziert die Gestaltung von Texten mit Fotografien damals noch war. Hätte Riggenbach einen Künstler mit Zeichnungen beauftragt, wäre die Frage der Proportion und Darstellung viel einfacher zu lösen gewesen. Der Vergleich der beiden Kreuzfussabbildungen zeigt aber, wieviel Wert Riggenbach auf die realistische Wirkung der Fotos legte.

Der Schlussbericht

Mitten in dieser Debatte bricht der Briefwechsel unvermittelt ab. Wilhelm Vischer-Bilfinger informierte Olfers am 2. Juli 1863, dass sein Neffe Carl Burckhardt mit Riggenbach einen Ausflug nach Murbach im Elsass gemacht habe und sie auf dem Rückweg über die Vogesen nach Thann in starken Regen gekommen seien. Riggenbach sei es am nächsten Tag noch so wohl gewesen, dass er beim

98 GStA PK (wie Anm. 12).

99 Ebd.

Aufhängen von neuerworbenen Bildern im Museum geholfen habe. Erst am Sonntag, dem 9. Juni, habe er sich krank gefühlt und ins Bett gelegt, in der Nacht vom 10. auf den 11. Juni sei er gestorben. Wenige Tage vorher habe er ihm noch mitgeteilt, dass er Fotos von Olfers erhalten habe. Er, so Vischer-Bilfinger weiter, übernehme nun Riggerbachs Arbeit «obwohl wir ihn schwer vermissen werden, da er das Artistische allein besorgte. Doch ist mein Neffe soweit in den Gegenstand eingedrungen, daß ich nicht zweifle es werde gelingen die Sache zu befriedigendem Abschlusse zu bringen.»¹⁰⁰

Tatsächlich war Vischer-Bilfinger kein Fotoliebhaber wie Riggerbach, denn zu einem weiteren fachlichen Austausch über dieses Thema kam es nicht. Sein Interesse konzentrierte sich auf die Gipsabgüsse, die Olfers ihm für das Museum an der Augustinergasse zu schicken versprach und die dieser, wie das Löwentor von Mykene und den Thron des Priesters des Dionysos, im Juli 1864 in sechs Kisten per Eisenbahn nach Basel bringen liess. Zur Vervollständigung der Arbeit über den Münsterschatz liess Olfers weitere Fotos u.a. vom Heinrich-Kreuz herstellen, das er inzwischen vom Prinzen Carl mit der Bitte erhalten hatte, ihm alle Hefte, die die Antiquarische Gesellschaft über den Münsterschatz herausgab, zu besorgen. Der Berliner Fotograf Schucht bekam nun von Olfers allein die Anweisungen zu den Formaten, unscharfe Aufnahmen wurden zurückgegeben bis Olfers zufrieden war.

Vischer-Bilfinger dankte Olfers am 21. Dezember 1863 für die Fotos und die inzwischen zusammengetragenen Informationen über die nach Berlin verkauften Stücke, die in die Veröffentlichung aufgenommen wurden. Er berichtete ferner, dass nun auch zwei der drei noch in Liestal vorhandenen Monstranzen auf den Markt kämen:

«Wäre das Berliner Museum bei seinen reichen Mitteln nicht im Stande sie zu kaufen? Sie wären es wohl werth und ich bin überzeugt, daß man es nicht bereuen würde. Mir steigt immer das Blut vor Unmuth in den Kopf, wenn ich daran denke, wie man in den Dreißiger Jahren in der Niedergeschlagenheit über unser damaliges Unglück und füge ich bei in gänzlicher Nichtachtung ihres hohen Kunstwerthes diese Schätze sich hat entgehen lassen, als man sie für ein sehr mäßiges Geld hätte behalten, resp. wieder zurückkaufen können. Halten Sie es nicht der Mühe werth die Sache wenigstens zu überlegen?»¹⁰¹

Olfers ging auf den Hinweis nicht ein, sondern antwortete am 2. Januar 1864 nur, dass er die Kette des Schwanenordens noch nicht

100 Ebd.

101 GStA PK, I. HA Rep. 137, I, Nr. 77, Bd. 37 o. Pag.

bekommen habe, aber gern noch ein weiteres Exemplar des ersten Heftes haben würde.¹⁰² Am 17. Mai – für die Fotoaufnahmen musste man auf gute Lichtverhältnisse warten – konnte er seinem Basler Korrespondenzpartner endlich zwei Fotos der Kette schicken und bedankte sich, dass dessen Sohn Eduard ihm zwei Hefte nach Berlin mitgebracht habe.¹⁰³

Bis zur Drucklegung des zweiten Heftes über den Münsterschatz vergingen einige Jahre. Erst Ende 1867 konnte Wilhelm Vischer-Bilfinger fünf Exemplare an Olfers schicken mit der Entschuldigung, dass der Lithograf Rey in Lenzburg ein Augenleiden gehabt habe, aber «wir haben wenigstens die Befriedigung, daß die Tafeln, Lithographien und Holzschnitte gut ausgefallen sind.»¹⁰⁴ Zwei Hefte waren für Olfers gedacht, eins für die Witwe des Königs, eins für Prinz Carl und eins für das Museum. Das Heft X der Antiquarischen Gesellschaft enthielt auch, wie von Olfers vorgeschlagen und für die spätere Forschung äusserst nützlich, die Auflistung der Objekte nach der Veröffentlichung im Basellandschaftlichen Amtsblatt von 1835 samt erzielten Auktionspreisen, Käufern und ermittelten Besitzern. Zudem wurde aufgelistet, was an Basel-Stadt und was an Basel-Landschaft gefallen war. Ferner enthielt es eine interessante Beobachtung: der Knauf an der Scheibenmonstranz (Agnus-Dei-Ostensorium) sitze sehr weit unten am Ständer. Vergleicht man die damalige Aufnahme mit einer heutigen, muss der Schaft nach 1863 verändert worden sein. Eins jedoch fehlt: der Name von Christoph Riggenbach auf dem Titelblatt.

Olfers würdigte die Publikation

«womit das sehr verdienstvolle Werk über den ehemaligen Domschatz Ihrer Vaterstadt vollendet, und gut zu Ende gebracht ist. Die Abbildungen sind wirklich gut und der Text birgt auf wenigen Seiten alles, was sich über den Gegenstand hat auffinden lassen.»

Er gratulierte Vischer-Bilfinger zur Übernahme des Präsidiums des Erziehungskollegiums und zur Wahl in den Kleinen Rat. Dies verband er mit der Hoffnung, Vischer-Bilfinger werde sicher das, was «mein lieber Freund Peter Merian lange Jahre mit Liebe gepflegt» habe, in derselben Weise fortführen und weiter entwickeln. Er bitte ihn, ihn herzlichst zu grüssen «und sagen Sie ihm, wie sehr es mich freut, ihn immer noch thätig unter den Ammoniten [...] zu

102 Ebd.

103 Ebd.

104 Ebd., Bd. 39 o. Pag. 18. Dezember 1867.

wissen.»¹⁰⁵ Dies ist der letzte Brief der Berlin-Basler Korrespondenz zum Münsterschatz, der in den Akten aus der Amtszeit von Olfers zu finden ist. Anfang 1869 gab Olfers seine Stelle aus gesundheitlichen Gründen auf, 1871 starb er.

Fazit

Die im Vorgehenden besprochene Korrespondenz hat erlaubt, die Verkaufsgeschichte des Basler Münsterschatzes genauer zu rekonstruieren und sie hat Details geliefert, die die bisherige Forschung teils korrigieren, teils bereichern. Das Ziel der Beteiligten, den materiellen Verlust des Münsterschatzes in seiner Gesamtheit durch die Publikation seiner Stücke und weitgehenden Nachweis ihres Verbleibs wenigstens ideell wettzumachen, wurde erreicht. Die Nutzung der Fotografie als ein Mittel ihrer Darstellung zeigt nicht nur das technische Interesse am neuen Medium, sondern befördert auch die Illusion einer realen Zusammenführung. Die Tatsache, dass nach dem Tod Riggenbachs keine neuen Abbildungen, wie die der unter Schwierigkeiten erlangten des Schwanenordens, Eingang in die Publikation fanden, deutet daraufhin, dass an der Abbildungskonzeption nichts mehr geändert wurde. Riggenbach hätte vermutlich weitere Fotos verwenden wollen.

Liess so die Dokumentation des Münsterschatzes ihn in seiner Gesamtheit wahrnehmen, machte sie andererseits deutlich, welchen Verlust es für Basel-Stadt bedeutete, dass einer der wenigen Kirchenschätze, die den Bildersturm der Reformation überlebt hatten, verschleudert worden war. Insofern sind die beiden Hefte von Burckhardt und Riggenbach auch als Mahnung zu verstehen, das historische Erbe zu bewahren – wie Riggenbach es gleichzeitig in der Architektur anstrebte. Umso widersprüchlicher erscheint, dass Vischer-Bilfinger 1863 Olfers vorschlug, die zwei in Liestal angebotenen Monstranzen für das Berliner Museum anzukaufen. Zwar begründete er den Basler Verzicht mit fehlenden Mitteln, beschrieb aber gleichzeitig seinen Zorn darüber, dass man sich in Basel-Stadt in den 1830er Jahren diese Schätze unter «gänzlicher Nichtachtung ihres hohen Kunstwerthes» habe entgehen lassen. Ist sein Appell an Olfers nur dem inzwischen gestiegenen Preis zuzuschreiben? Oder floss hier das historische Bewusstsein des Philologen vom römisch-deutschen Kaiserreich ein, in dessen Grenzen die Monstranzen einen adäquaten Platz finden sollten? Als Graf Brühl 1836 den

105 Ebd., 7. Januar 1868. Konzept.

König von der historischen Bedeutung der Altartafel Heinrichs II. für Deutschland überzeugen wollte, hatte er ja eben dieses politische Konstrukt gemeint. Welche Überlegungen Vischer-Bilfinger auch zu seiner Bitte bewogen haben – sicher ist, dass das gemeinsame historische und wissenschaftliche Interesse an der Herkunft und dem Schicksal des Basler Münsterschatzes die transnationale Zusammenarbeit beflügelt hat, sie selbst aber auf der Grundlage persönlicher Beziehungen und Freundschaften entstanden war.